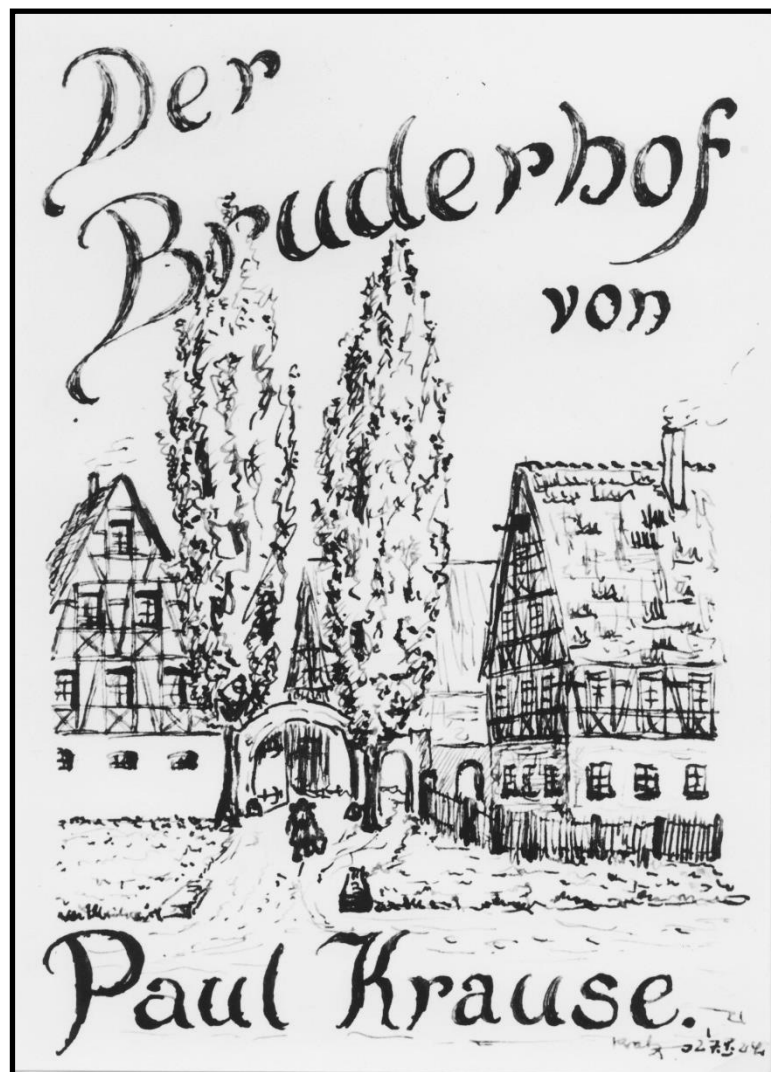


Der Bruderhof von Paul Krause



Eine Familien- und Bauerngeschichte

Liebe Leserin, lieber Leser,

Bisher sind in der Reihe „Schönberger Blätter“ vor allem Beiträge zu Themen aus Naturwissenschaft, Technik, Medizin, Philosophie und Religion erschienen (z.B. zu Gentechnik und Kernenergie, Stammzellenforschung und Retortenbabys, Klimawandel, Klonen, Lebensstil, Hirnforschung, Weltbevölkerung, Chaosforschung und anderes mehr).

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienen Hefte und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter: http://www.krause-schoenberg.de/materialversand_aktuell_sb_reihe_9-04.html

Beginnend mit Heft 50 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche Beiträge erweitert. Viel Spaß beim Lesen!

Ihr Joachim Krause

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Hauptstr. 46, 08393 Schönberg, Tel. 03764-3140, Fax 03764-796761,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>

© Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks ist NICHT gestattet ! Druckdatum: 28.06.16

Zum Geleit

Ich hatte die seltene Gelegenheit, auf dem Dachboden eines Bauernhauses in alten Truhen stöbern zu dürfen. Dabei bin ich unter anderem auf ein mit Schreibmaschine geschriebenes Manuskript gestoßen, die Erzählung „**Der Bruderhof**“ von Paul Krause (entstanden etwa 1930).

Es handelt sich hierbei um ein Kleinod, das – in der Sprache und Gefühlswelt seiner Zeit verhaftet – viel Wissenswertes über die ländlichen Verhältnisse vor hundert Jahren aufbewahrt. Gerade dass Heimat- und Kulturgeschichte am Schicksal einer konkreten Familie erzählt wird, macht die Darstellung plastisch und lebendig.

Obwohl in der Erzählung sehr persönlich über die Verhältnisse und Beziehungen in der Familie Junghanns aus Köthel berichtet wird, erfolgt das so behutsam und einführend, dass niemand von den Beteiligten in irgendeiner Weise beschädigt oder bloßgestellt wird.

Bisher war das Büchlein nicht über den Familienkreis hinaus bekannt. Nun endlich, fast hundert Jahre nach den geschilderten Ereignissen, kann ein Zugang für eine breitere Leserschaft ermöglicht werden.

Paul Krause hat Familien- und Heimatgeschichte(n) in der vorliegenden Erzählung verdichtet. Dabei hat er sich in seinen Darstellungen weitgehend an den Tatsachen ausrichtet, in einigen Fällen jedoch in der Freiheit des Dichters auch geringfügige Veränderungen vorgenommen.

Ich bitte um Nachsicht, wenn beim Abschreiben des Textes Fehler oder Ungenauigkeiten entstanden sein sollten. Nur an wenigen Stellen wurden von mir Fußnoten mit Erklärungen eingefügt.

Herzlich gedankt sei den Familien Krause und Junghanns für die Zustimmung zur Veröffentlichung!

Joachim Krause

Schönberg, im Frühjahr 2015

Vorwort zum Abdruck der Erzählung „Der Bruderhof“ von Paul Krause in den „Schönberger Blättern“

Mein Großvater Paul Krause hinterließ 1931 ein unkorrigiertes Manuskript mit dem Titel „Der „Bruderhof“, eine Familien- und Bauerngeschichte aus dem Altenburger Land zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Es existieren nur wenige Exemplare des Manuskripts im Kreis der Familien. In den Jahren der Weltwirtschaftskrise im vorigen Jahrhundert kam es nicht zur Veröffentlichung durch eine gedruckte Ausgabe.

Nun hat Herr Joachim Krause aus Schönberg, nicht verwandt mit den Nachfahren von Paul Krause, Herausgeber der „Schönberger Blätter“, Interesse an dieser Schrift gefunden, die ein Stück Zeitgeschichte aus dem Altenburger Land Anfang des vorigen Jahrhunderts beschreibt.

Dieser ersten Herausgabe des „Bruderhofs“ wünsche ich interessierte und aufmerksame Leser, die manche Details des Lebens, der Sitten und Gebräuche dieser Zeit auf einem großen Bauernhof erkennen mögen, als private Bauernhöfe die Landwirtschaft bestimmten und mit ihren Höfen auch die Dorfbilder prägten.

Das Altenburger Land wird seit Jahrhunderten landwirtschaftlich genutzt. Es besitzt wie das angrenzende mittelsächsische Bergland fruchtbare Löß-Lehm-Böden. 1907 wurden 92,4 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Landkreis Altenburg, damals Verwaltungsbezirk Altenburg-Land im Herzogtum Sachsen-Altenburg, von Mittel- und Großbauern bewirtschaftet trotz relativ dichter Besiedlung /1/. Betriebe mit 20–100 ha Nutzfläche bewirtschafteten 63,6 % der gesamten Nutzfläche, es folgten die Betriebe mit 5–20 ha auf 22,2 % und Betriebe größer 100 ha auf 6,6 % der Nutzfläche. Die Durchschnittsgröße eines Bauernhofs betrug 15,3 ha, was der größte Wert in Thüringen war. Zum Erhalt großer produktiver Bauernhöfe im Altenburger Land trug eine Besonderheit bei. Im Erbfall untersagten frühere Verordnungen die Teilung der

Bauernhöfe, „damit die Landfolge und Steuer nicht vermindert werde“ bzw. um deren Wirtschaftlichkeit zu erhalten. Dies soll auch eine Quelle des Wohlstands der Altenburger Bauern gewesen sein, denen auch nachgesagt wurde, dass sie stets bestrebt waren, ihre Betriebe zu vergrößern /1/. Eine weitere Besonderheit gab es im Altenburger Land, den elterlichen Bauernhof erbte der jüngste Sohn.

Begriffe haben mit der Zeit Wandlungen erfahren. Ganz allgemein versteht man unter „Hof“ einen zu einem Gebäude gehörenden „eingefriedeten Platz“ oder auch ein Bauerngut samt Feldern /2/. Ein Bauer ist, wer die Landwirtschaft auf kleinem Landgut (Bauerngut) als selbständiges Gewerbe betreibt. Bauer im eigentlichen Sinne ist der Besitzer eines solchen Gutes, das den Inhaber vollständig ernährt und ihm gestattet, Gespanne zu halten /2/. Die Zahl der Gespanne ist auch ein Maß für die Betriebsgröße.

Der „eingefriedete Platz“ kann von mehreren Gebäuden umgeben sein, stehen sie einzeln um diesen Platz, so spricht man bei vier Gebäuden von einem Vierseithof, dazwischen schließen meist Toreinfahrten mit Torbögen den Hof nach außen ab. Eine typische Bauform war gekennzeichnet durch Wohnhaus, gegenüberliegender Scheune und beidseitigen Stallgebäuden. Vierseit- und Dreiseithöfe dominierten viele Dorfbilder /3/, /4/, /5/. Damals gehörten Ackerbau und Viehzucht auf einem Bauernhof zur normalen bäuerlichen Wirtschaft in Mitteldeutschland.

Die von Paul Krause verfasste Familien- und Bauerngeschichte „Der Bruderhof“ beschreibt ein Stück der Familiengeschichte der Familien Junghanns in Köthel, als es notwendig wurde, für den erstgeborenen Sohn Felix von Olga und Hermann Junghanns einen Bauernhof zu erwerben, als dieser sich entschloss, statt des vorgesehenen Studiums die Laufbahn als Bauer einzuschlagen. Sein jüngerer Bruder Herbert Junghanns war der Hoferbe. Ihre Schwester Nelly Junghanns heiratete 1906

den Autor der Geschichte, Paul Krause aus Remse, der als „Dorfschulmeister von Korn-eck“ (Pfaffroda) schon bekannt wurde. Neben den Angehörigen der Familien Junghanns und Paul Krause werden auch andere Verwandte mit realen Namen in der Familiengeschichte genannt.

Einst große private Bauerhöfe erlebten in der DDR-Zeit einen radikalen Besitz- und Strukturwandel, der über Enteignungen oder staatlich verordnete Genossenschaftsbildung (LPG) zu heute meist größeren Betriebseinheiten, wieder privat oder genossenschaftlich betrieben, führte. Moderne Landtechnik oder die Spezialisierung auf Ackerbau oder Viehzucht erforderten meist völlig andere Wirtschaftsgebäude. So verfällt manches alte Bauerngut, das Jahrhunderte überlebte, oder wird zurückgebaut, da seine Wirtschaftsgebäude in der modernen Landwirtschaft nicht mehr verwendbar sind oder keiner neuen Nutzung zugeführt werden können. Der Bruderhof von Felix Junghanns blieb äußerlich als Vierseithof erhalten, ist aber kein bewirtschafteter Bauernhof mehr. Das Dorfbild erfährt einen ständigen Wandel.

Den Bruderhof lernte auch die Familie des Sohns von Paul Krause gut kennen, als sie in den Kriegsjahren 1943 – 45 zu Gast bei Helene und Felix Junghanns als aus der Großstadt Dresden Evakuierte waren.

Angaben zum Verfasser

Paul Krause wurde 1882 in Colditz geboren und wuchs mit seinen Geschwistern Kurt, Hedwig und Dora ab 1885 in Remse auf, wohin sein Vater Friedrich Hermann Krause als Kirchschullehrer und Kantor berufen wurde und dort bis kurz vor seinem Tod 1916 tätig war. Nach der Grundschule in Remse besuchte er die Realschule in Glauchau und studierte danach am Königlich-Sächsischen Seminar (Lehrerseminar) in Colditz und am

Königlichen Seminar in Rochlitz mit dem Abschluss 1902.

Stationen seines Berufslebens als Lehrer waren Waldenburg, Pfaffroda, Frankenberg, ab 1906 in Lengenfeld i.V. als ständiger Sprachlehrer (Englisch und Französisch), wo nach Hochzeit in Köthel mit Nelly Junghanns ihre Kinder Hermann und Marianne geboren wurden. 1914 erfolgte die Berufung als Sprachlehrer an die Volksschule in Blasewitz bei Dresden (ab 1921 eingemeindet), später 63. Volksschule, eine Schule mit 8-klassiger Volksschule und 10-klassiger höherer Mädchenschule, denn er hatte zur Ergänzung seiner Sprachkenntnisse private Studienaufenthalte in Frankreich und England absolviert mit dortigen Sprachlehrer-Prüfungen, die die Fachlehrer-Prüfungen in Englisch (1913) und Französisch (1909) in Colditz ergänzten.

Nach Wehersatzdienst 1917, beim Fronteinsatz in Frankreich verwundet, war er ab 1918 wieder im Schuldienst. Zweimal, 1925 und 1928 wurde er vom Kollegium zum Schulleiter gewählt. 1931 verstarb er unerwartet im Dienst.

Er verfasste mehrere Schriften pädagogischen Inhalts und Schriften mit Bezügen auf Familie und Heimat.

Literatur

- /1/ Krause, Dr. Hermann: Die Landarbeiterverhältnisse im Landkreis Altenburg, Dissertation Jena 1932, Druck A. Roßteutscher, Coburg
- /2/ Volksbrockhaus 1931
- /3/ Baumgarten, Kurt: Das Deutsche Bauernhaus, Akademie-Verlag Berlin 1980
- /4/ Schmolitzky, Oskar: Das Bauernhaus in Thüringen, Akademie-Verlag Berlin 1968
- /5/ Fiedler, Alfred; Helbig, Jochen: Das Bauernhaus in Sachsen, Akademie-Verlag Berlin 1967

Dr.-Ing. Jürgen Krause

Dresden im April 2015

Der Bruderhof

eine Familien- und Bauerngeschichte

von Paul Krause

Inhalt

1.	Felix kehrt ins Elternhaus zurück	7
2.	Felix wird ein Bauersmann	10
3.	Vater Junghanns erstet für seinen Sohn ein Gut	17
4.	Herbert nimmt sich eine Frau und steht seinem Bruder hilfreich zur Seite	22
5.	Auch Felix feiert Hochzeit	27
6.	Kriegsschicksale	33
7.	Von allerlei Dorfgenossen	39
8.	Oben auf dem Kirchhof	42
9.	Jahre des Glücks auf dem Bruderhof	45
(10.)	Anhang („Übersetzungen“ aus der Altenburgischen Mundart ins Hochdeutsche – Joachim Krause)	48



Das Gut von Hermann und später von Herbert Junghanns



Der „Bruderhof“ von Felix Junghanns



Die Familien Krause und Junghanns 1928 –

in Köthel vor der Scheune des Gutes von Hermann Junghanns:

oben: Felix J., Hermann K., Nelly K., Paul K., Marianne K., Herbert J.,

unten: Hans-Eberhard J., Helene J., Olga J., Hermann J., Frieda J., Margitta J., Werner J.

Der Bruderhof

eine Familien- und Bauerngeschichte

von Paul Krause

1. Felix kehrt ins Elternhaus zurück

Was war das doch für ein arbeitsfreudiges, unverdrossenes Schaffen kurz nach der Osterzeit draußen auf den Feldern des reichgesegneten Altenburger Bauernlandes, das ursprünglich wohl aus der unerschöpflichen Kraft, die in seinem dunklen Boden ruht, das vermochte, was es heute noch unter der liebevollen Behandlung vermag, die ihm der nimmermüde Bauersmann zuteil werden lässt: Jahraus, jahrein bringt es ihm vieltausendfältige Frucht und füllt ihm Scheune, Keller und Boden.

Sowie aber von der Dorfkirche aus, die in Schönberg oben auf dem Berge steht und in ihrem massiven Baustil die Gegend weithin beherrscht, der anheimelnde Ton der Mittagsglocke erklang, da verstanden sie alle miteinander, die heute auf dem Felde arbeiteten, was sie ihnen wichtiges zu sagen hatte: Geht jetzt vom Acker hinein ins Gut! Du, froher Bauersmann, stopfe dir nach getaner Arbeit deine kurze Pfeife und gib deinem Schirrmeister eine Hand voll Tabak, damit er desgleichen tun kann! Dann sieh nach dem Rechten in Haus und Hof! Wenn du das getan hast, so studiere deinen „Thüringer Landbund“ und deine „Altenburger Landeszeitung“, damit du weißt, was in deinen Kreisen und was in der Welt vor sich geht! Ihr Mägde, beeilt euch, denn die Bauersfrau wartet schon im Kuhstall auf euch, bringt die schäumende Milch herbei und trägt die vollen Eimer hinüber ins Gewölbe. Ihr Knechte, schirrt eure Pferde aus, lasst

sie am Wassertrog ihren Durst stillen, füllt ihre Raufe mit duftigem Heu und ihre Krippe mit kräftigem Hafer.

Was die Glocke soeben in die Gegend hinaus gerufen hatte, dass ließ sich niemand zweimal sagen, ja, der neue Osterjunge, der eben erst aus der rauchigen Fabrikstadt auf unser Dorf hinausgezogen war und sich noch nicht so recht an die Feldarbeit gewöhnt hatte, die ihn stundenlang ins Freie hinausführte, hatte schon gar manches liebe Mal über Felder, Wiesen und Gärten hinweg zur Kirchenuhr hinaufgeschaut. Aber er musste sich mit dem Schlag der Glocke begnügen, der zu seinen Ohren drang, den Stand der Zeiger konnte er nicht erkennen, da beschämte ihn der Bauersmann, der die Höhe des Lebensweges bereits überschritten hatte, der aber den neuen Osterjungen lieber zur Arbeit anhielt als ihm „aller Nasen lang“ zu sagen, wieviel Zeit bis zum Mittagsläuten noch verginge.

Die Glocke war noch nicht verstummt, allen voraus schritt der Bauer. Aus seiner Pfeife stiegen gewaltige Wolken in den sonnigen Frühlingstag hinaus. Und in seinem Kopfe spann er schon die ersten Gedanken über die neue Ernte, die aus der jetzigen Saat hervorwachsen sollte. Für alles, was um ihn herum vor sich ging, hatte er ein wachsames Auge: Hier war nicht tief genug geackert, dort nicht gleichmäßig genug gesät worden. Und wenn es auch nur der Feldweg

war, der hier und da ausgebessert werden musste, um ein paar Monate später die schweren Erntewagen in seinen tiefen Gleisen tragen zu können.

Jetzt folgten die Mädchen, die mit ihren sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahren den Vorübergehenden ahnen ließ, was Landluft und Bauernkost an rundlicher Körperfülle zu geben vermag. Wie schwach und blass hatte die Liesel ausgesehen, als sie vor drei Jahren bei unserem Bauersmann ihren Diensttaler entgegennahm. Und heute! Kein Wunder; dass die jungen Burschen oben im Gasthof so gern mit ihr tanzen. Die wissen schon, was sie an ihr haben. Und wenn die Martha, die nun schon zwei Jahre zum Herrn Kantor in den Gesangverein geht, eins ihrer vertrauten Volkslieder anstimmte, dann fielen die übrigen gern mit ein und lernten von ihr allmählich eine ganze Anzahl Lieder singen. In lebhaftem Gespräch folgten ihnen die Knechte, sie hatten erst noch die Pferde vom Pflug oder von der Egge an den Feldwagen zu spannen, aber es war auch sonst ihre Gewohnheit: Sie waren immer hinter den Mägden her!

So verging auch noch die nächste Stunde bei froher Arbeit, und als die Kirchenglocken im ganzen Dorfe die Mittagsstunde ausriefen, erscholl bei unserm Bauersmann die alte Hofglocke, die von alters her an einem der Seitengebäude hing und an der unser Osterjunge auf Geheiß der Bauersfrau dreimal kräftig ziehen musste. Auch diese, nämlich die Hofglocke, redete eine deutliche Sprache: Kommt alle herbei und lasst euch das Mittagmahl gut schmecken!

Frisch gewaschen und gekämmt kamen die Knechte aus dem Pferdestall und die Mägde von der Feuerung ins Wohnhaus herüber. Ja, da herrschte noch Ordnung, und wehe dem, der auch nur einmal gewagt hätte, die Reihenfolge des Aufmarsches zu stören: Der Osterjunge öffnete die schwere, eichene Tür der Leutestube, und nun traten sie nacheinander ein: Erst der Mann, dann der Schirrmeister, der Großknecht, die Großmagd, der Kleinknecht, der Kleinenke, die Kleinmägde, zuletzt der Osterjunge mit dem

Ostermädchen, das zugleich noch die letzte warme Schüssel aus der Küche herbeitrug. Und in derselben Reihenfolge nahmen sie ihre ganz bestimmten Plätze ein. Wehe dem Schirrmeister, wenn er sich hätte wagen wollen, vor dem Mann, oder dem Großknecht, wenn er sich hätte wagen wollen, vor dem Schirrmeister den ersten Bissen aus der großen Schüssel herauszunehmen!

Auch in der geräumigen Bauernstube herrschte eine althergebrachte Ordnung. Der Vater nahm den Platz ein, von dem aus er den Topf am besten übersehen konnte, die Mutter dagegen den, welcher der Tür am nächsten war, die nach der Küche führte. An einer der langen Seiten des Tisches saß Herbert, der siebzehnjährige Sohn, der kurz vor Torschluss mit zweispännigem Geschirr aus Gößnitz zurückgekehrt war, wohin er ein Fuder Getreide in die große Mühle gefahren hatte. Dort kam es immer auf ein Viertelstündchen nicht an, nach Erledigung des Geschäftlichen musste er mit in die Wohnstube des Müllers gehen, der ja sein Oheim war und dem Neffen vor seiner Heimfahrt gern eine Zigarre und einen guten Trunk anbot und ihm die gewünschte Gelegenheit gab, ein wenig zu plaudern mit Tante Fanny, die sich aufrichtig freute, wenn ihre Schwester Olga ihr einen Ziegenkäse oder ein Stück Butter mitschickte, mit den beiden Töchtern, die ihm das Neueste aus der Stadt berichteten, vor allem aber mit Rudi, der auch schon der Schule entwachsen war, einstmals die väterliche Mühle zu erben. An der nun noch übrigen Langseite des Tisches saß Nelly, die hübsche blonde Bauerstochter, die ihrer Mutter in Stall und Küche getreulich zur Seite stand.

Zwei der Kinder fehlten: Gertrud, die als blühendes Kind einer hartnäckigen Krankheit zum Opfer fiel und um die ihre Mutter noch jetzt ein paar Tränen weinte, wenn sie sonntags vor Beginn des Gottesdienstes um die Kirche herum zu ihrem frühen Grabe ging, und Felix, der schon seit Jahren nur noch die schöne Ferienzeit zu Hause verlebte. Er wohnte in der großen Stadt und besuchte eine höhere Schule: Er war sehr gut begabt, und weil er doch als der ältere

der beiden Söhne kein Gut in Aussicht zu erben hatte, sollte er das Gymnasium der Nachbarstadt durchlaufen und dann in Jena auf der Landesuniversität studieren. Doch das lag noch in weitem Felde, vorläufig wollten Vater, Mutter und die beiden erwachsenen Kinder einmal tüchtig essen, denn ihre Arbeit hatte sie hungrig gemacht.

Auf der großblumten Wachstuchdecke standen zwei Schüsseln, aus der einen stiegen beständig weißlichgraue Wolken von den ungeschälten Kartoffeln auf, die andere war mit schönem, weißen Quark gefüllt und lud nicht vergebens zum Zulangen ein. Heute war Sonnabend, und sonnabends gibt's ein- für allemal Kartoffeln und Quark.

Während nun die vier ihre Kartoffeln schälten und aßen, und der Vater bereits überlegte, was am Nachmittag angestellt werden sollte, öffnete plötzlich jemand, ohne erst anzuklopfen, die Stubentür. Und wer trat herein? Ein lang aufgeschossener, blass aussehender Jüngling, den man wohl für ein Stadtkind hätte halten können. Da hatten sie ihn auf einmal wieder, ihren Felix, den die Sehnsucht in sein Heimatdorf und auf seines Vaters Bauernhof getrieben hatte. Eilenden Schrittes war er vom Bahnhof der Nachbarstadt herangekommen und konnte sich nun an dem Essen, das ihm die Stadt entweder gar nicht oder wenigstens nicht so gut bieten konnte, gründlich sättigen. Vom Leben in der Stadt und in der Schule war viel zu erzählen, aber noch mehr freute er sich darauf, am Nachmittag auf dem Felde zu arbeiten mit Vater und Bruder, sowie mit den Knechten und Mägden, die jetzt eben in der richtigen Reihenfolge aus der Leutestube kamen, da der große Zeiger an der maßgebenden, hornverkapselten Taschenuhr des Mannes schon weit über die Hälfte des Rundganges hinter sich hatte.

Am Sonntag vormittag besuchte Felix seine alten Freunde im Dorfe, nicht zuletzt die beiden Pastorsjungen, mit denen er vor Jahr und Tag von deren Vater gelernt hatte, nicht wie der Landmann den Pflug handhabt, sondern wie agricola, der Landmann, und ara, der Pflug, dekliniert und wie amo, ich

liebe, konjugiert wird in allen Zeiten. Dem älteren der beiden Jungen hatte er draußen im Garten, in dem die alte, fast baufällige Landpfarre¹ steht, ein Geheimnis anvertraut, von dem selbst seine Eltern noch nichts wussten. War's wohl etwas von amo und puella, von pulchra, pulcher, pulchrum? Ach nein! Aber heute noch mussten es Vater und Mutter erfahren und ihr Jawort dazu geben. Und richtig: Als am Nachmittag der Vater seinen Geldbeutel zog, um seinem Sohne ein reichliches Taschengeld mit in die Stadt zu geben, als Mutter und Schwester ihm sorgsam Butter und Käse in weiße Tücher packen und Herbert den Braunen einspannen wollte, um seinen Bruder nach dem Bahnhofe zu fahren, da sagte er's ihnen frei heraus: Bemüht auch nicht um mich! Ich bleibe heute noch da. Heute und immer! Ich bin gestern von der Schule abgegangen und will ein Bauer werden, wie ihr es seid! Das Leben in der Stadt halte ich einfach nicht mehr aus! Und auf die Gründe, die seinen Vater vor Jahren veranlasst hatten, den Sohn auf die hohe Schule zu schicken, erwiderte er ohne alle Sorge: Wenn du mir kein Geld geben kannst, so mache mich zu einem deiner Tagelöhner, ich will damit zufrieden sein. Mit diesen Worten übergab er seinem Vater das Abgangszeugnis, das nur gute Zensuren enthielt. Über seine Entschlossenheit und rasche Tat waren daheim alle erstaunt, aber es nützte nichts, die Liebe zur Heimat und zum Beruf seiner Väter war stärker als alle Versprechungen, er blieb daheim und wollte ein Bauer werden!

¹ Pfarre: alte Bezeichnung für das Pfarrhaus (das Pfarrgut) auf dem Dorfe

2. Felix wird ein Bauersmann

Hoffnungsfroh lag die Zukunft vor ihm. Am Montag fuhr er noch einmal von Köthel in die Stadt, er bat sich vom Vater Pferd und Wagen aus und bekam es auch trotz der notwendigen Frühlingsarbeiten zugebilligt. Eingeschirrt und angespannt hat er den Braunen selbst, und es bereitete ihm viel Freude, zu zeigen, dass er trotz seiner Bücher noch wisse, wie einem Pferde der Zaum und das Rückgeschirre anzulegen sei.

Unter frohem Peitschenknall kutschte er zum Tor hinaus, und freudig fuhr er in seinem schönen Bauerndorfe die Straße hinab. Nicht nur die Bauern, sondern auch die Häuserleute sahen ihn stolz dahinfahren, und die Schneider Ernestine, die schon damals, als seine Eltern das Gut noch gar nicht übernommen hatten, geschäftig darin ein- und ausging, rief ihm neugierig zu: „Nu du meine Güte, Felix, hoste arnt schun wedder Ferjn? Wu willst abber henfahre?“ Und er: „Denk dir's nur, Ernestine, in die Stadt fahrt ich und hol alles nach Hause, was ich noch dort hab, und von morgen an ... werd ich ein Bauer!“ Das musste sie schnell ihrem guten Jakob erzählen, der oben in der Stube saß und für die Bauern Rutenbesen band. Felix aber, unser Held des Tages, schaute mit hellen Augen auf seiner Fahrt zur Rechten und zur Linken um sich, wo die Bauersleute mit ihren Knechten und Mägden auf den Feldern arbeiteten. An den hohen Schornsteinen der Fabrikstadt fand er bei weitem nicht so viel Gefallen. Als er nach langer Fahrt endlich in seiner Mosenstadt ankam, lenkte er seinen Braunen in langsamem Schritt an der Schule vorüber, der er eben noch als Schüler angehört hatte. Schon heute trug er die rote Mütze nicht mehr, er hatte sie mit einem Hut vertauscht. Wohl blickte er hinauf nach seinem letzten Klassenzimmer, wo er seine Kameraden gerade in dieser Stunde bei mathematischen Studien höheren Grades beisammen wusste, aber er beneidete sie nicht darum. Auch bei seiner Frau Wirtin hielt er sich nicht länger auf als unbedingt notwendig war. Er spannte einen Strang aus, belud die leeren

Kisten, die er mitgenommen hatte, mit Büchern und Wäsche, beglich die letzte Rechnung und fuhr dann bald wieder seinem Dorfe zu, wo er in später Nachmittagsstunde ankam.

Vater hatte unterdessen die Männerarbeit daheim neu verteilt, sodass auch Felix nicht zu schlecht wegkam, sondern vom Morgen bis zum Abend reichlich beschäftigt war. Besonders glücklich war Felix darüber, dass ihm der Vater ein Paar Pferde zudedacht hatte. Da gab's nun freilich viel zu tun, aber alle Pflichten wurden mit Ernst und Liebe erfüllt. Wo es etwas zu lernen, zu bessern, zu vervollständigen gab, da war Felix zur Stelle. Mit der Dreifelderwirtschaft war er gar bald vertraut, und wie er wusste, welche Früchte in den letzten Jahren auf jedem der väterlichen Felder gewachsen waren, so fragte ihn der Vater auch nicht vergeblich danach, womit wohl in den kommenden Jahren die einzelnen Felder bebaut werden sollten.

Zur ersten Weihnacht, die Felix daheim verlebte, schenkte der Vater jedem der beiden Söhne ein herrliches Reitzzeug, das der Sattler im Dorfe aus dem besten Leder hergestellt hatte. Und bald ritten die zwei Brüder an schönen Sonntagen friedlich nebeneinander her durch Dörfer und zwischen den Feldern dahin, wie sich auch daheim beiden niemals störend etwas in den Weg stellte. Herberts Gedanken schienen folgenden Weg zu gehen: Du sollst einmal Vaters Gut erben, nur weil du der jüngere der beiden Söhne bist, so willst du wenigstens deinen Bruder, dem aus der Erstgeburt gerade ein Recht verloren geht, alles zu Liebe tun, was in deinen Kräften steht, und willst ihm nie einen Stein in den Weg legen. Wenn er diese Worte auch niemals ausgesprochen hat, gehalten hat er sie treulich in den kommenden Zeiten. Felix aber ließ sich bei aller Arbeit, die er gern tat, seinen Sonntag nicht rauben. Natürlich pflegte er auch an diesem Tage seine beiden Pferde, die sich vollständig an ihn gewöhnt hatten und schon laut

wieherten, wenn er die Stalltür öffnete, manchmal nur, um jedem ein Stück Zucker aus Mutters blauer Zuckerdose zu bringen.

Solche Arbeiten aber, die aufzuschieben gingen, verrichtete er am Sonntag nicht. Von Zeit zu Zeit brach in ihm doch wieder die Liebe zu Büchern durch, deren es aber im Hause seiner Eltern nur sehr wenige gab. Ja, man hatte vor Büchern sogar eine gewisse Angst, es könne einem so ergehen wie dem alten Weber Michel², der vor lauter Büchern nicht mehr zur Arbeit kam und darum in seinen Büchern den Untergang seines Gutes fand. Ein Buch aber war vorhanden, und das wurde gelesen und immer wieder gelesen, war es doch in der altenburgischen Mundart geschrieben, die Felix über alles liebte und die ihn manches liebe Mal zur Schneider Ernestine hinunter trieb, die „de altenborgsche Mundort warklich an ollerscheensten in ganzen Durfe sproche kon.“ Darum wurde jetzt, seitdem Felix daheim war, viel öfter noch als früher das eine Buch aus dem Glasschranke herausgeholt und fleißig gelesen: Das Gößnitzer Bilderbuch ohne Bilder, das eine große Anzahl humoristischer Blätter aus den Stadt- und Dorferinnerungen eines alten Gößnitzers enthält. Jung und alt hat ihn verehrt und geliebt, den alten Robert Pöschel, der einmal den Missmutigen zugerufen hat, immer lustig und guter Dinge zu sein, das habe ihm in seinem Leben selbst über die schwersten Stunden hinweggeholfen.

**„Drum Freunde, ich halt es für meine Pflicht
und rat euch, vergesst ja mein Mittel nicht,
und ölt mit Humor euern Karren!“**

War da einstmals am Gößnitzer Pleißenwehr ein großes Stück Holz auf- und untergetaucht. Und was hatten die Gößnitzer daraus gemacht? Im Wehre schwimmt ein Krokodil! Und was hat Robert Pöschel daraus gemacht? Jenes humorvolle Gedicht, das mit der Frage beginnt, die der Michel an den Malcher richtet:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

**„Gevotter, hoste aa gehiert
Schun vun dann grußen Krokodille,
Dos mr in Gößnitz hunn gespiert?
Dos mocht ja Land un Leite wille!
Un 's mocht enn ungeheiern Schoden,
Se hunn ganz Gößnitz uffgeboden.
Dos Dengk kann noch gefährlich ware,
Denn 's frisst de Fische aus 'n Wahre.“**

Felix konnte nicht müde werden, diese Erzählungen aus seiner engsten Heimat wieder und immer wieder zu lesen, vor allem, weil sie in der Mundart seiner Väter niedergeschrieben waren: De Gluckkenkleppel, De irschte Fahrt uff dr Eisenbohn, Huppen Tefel, De Puppenkumedje, De Marje kimmt und noch vieles andere. Vor allem aber enthielt das Buch eine Geschichte von dem Gößnitzer Dr. Tipenau, den die Alten im Lande noch gekannt hatten. Kein Wunder darum, dass alle Gäste mit verschmitztem Lächeln zuhörten, als Felix bei einem Familienfeste an Stelle einer Rede das Gößnitzer Bilderbuch aufschlug und vorlas:

² In der Kötheler Gegend werden noch heute Personen in der Reihenfolge Familienname Vorname benannt (Kern Arnulf, Peschel Armin usw.)

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

Eene Schpachschtunde benn alln Dr. Tipenau.

Dr Dukter Tipenau wor e aller Jonggeselle, ar wuhnte bei mein Grußvoter, n alln Kreipzger Michel uffn Markte, un do ehm meine Mutter de Wertschaft mi mochte, do hierte se's aa veelmol mit on, wie ar seine Pazjenten obfargte. Se hot mr ufft drvun drzohlt, un do will'ch emol ewos aus seiner Praxis zum besten gähm.

Frieh im siem wor Tipenau ze schpachen.

Do worn aa geweehnlich schun Leite do, eemol abber wor de Schtobe benah vull. De irtschte, die dron kom, wor de alle Bauersch Marje.

Marje: Guten Morgen!

Tipenau: Nu, Marje, wos fahlt dr denn, he?

Marje: Ich kann's nich mieh uffdaure. Zun Lehn will'ch nich kumme, 's is mr abber esu schlacht, 's leht mr in olln Gliedern.

Tipenau: Weis mr emol deine Zonge! – Nu, do hunn mr'sch, war weefß, wos de olles neizammgesackt host in dein alln Mogen. Gieh nar glei heem un iss enn Haringk mit zammschten Graten, weiter isste heite nischt, morgen mochte's aa wedder esu, n Kupp un de Graten isste abber mit, dos will'ch dr soge. Ebermorgen werd's schun besser sei, sal's abber ju noch fehle, do gab'ch dr nochend e Fumativ.

Schmatz Veit: He, Tipenau, ich war wuhl 'n Hexenschuss hohe, 's leht mr heng in Kreize, 's tut tausendsackermentscht wieh, wenn'ch grode trate will.

Tipenau: Iss, wenn de heem kimmst, glei enn Haringk mit zammschten Graten, un loss dr vun deiner Fraa mit en Treibhulze 10 Minuten uff'n nackgten Buckel henn un har hantiere. Ich will dr aa noch enne Porganz mitgabe, die nimmste gegen Omde ei!

Dr lange Riemer: He, Tipenau, ich hob Kuppnut, un abber aa esu siehr, doss'ch denk, die Schterne porzelt raus, wenn'ch mich nedder beeg.

Tipenau: Dos musste ahm nich denke, is denn emaol enn Menschen die Schterne rausgeporzelt? Un war heeßt dr'sch denn, doss de dich nedderbeege salst? Do beeg dich doch nich nedder, be deiner Länge ist dos ebberhaupt beschwierlich!

Dr lange Riemer: Dr Kupp ist mr abber esu eigenumm, ich weefß nich mieh, wu mr mei Kupp schieht.

Tipenau: I, red nich silch dumms Zeig, dos wertschte schu wisse, weis nar emol deine Zonge raus! Sapperlut, host du abber ne Zonge, die langt ju bis nonger an'n Hals. Na, zieh se nar wedder nei, mr wulln glei Obhilfe schoffe: Iss emol, wann de heem kimmst, enn Haringk mit zammschten Graten, weiter isste heite nischt, wenn's morgen noch nich besser is, do isste noch enn, abber 'n Kupp un de Graten isste mit, dos will'ch dr soge. Ich kann dr aa e Fumativ gabe, wenn de eens hobe willst!

(Dr lange Riemer wal abber keens.)

Josef Korl: He, Tipenau, 'ch muss mr 'n Mogen drkält hobe, 's kullert mr in Leibe rim wie Kissesteene, 'ch denk glei, 's schnedt mr de Darmer inzwee.

Tipenau: Gieh du aller Bimbelsack! Iss enn Haringk mit zammschten Graten, do wird's schun besser ware.

Götzen Annree: He, Tipenau, mr hunn schu emol drvun geredt, de wallst mr doch 'n Banworm wegbrenge, 'ch bin'n bis heite noch nich lus.

Tipenau: Su-su, de weefßt doch aa genau, doss de'n host?

Götzen Annree: Nu, wenn'ch dr'sch sog, nateerlich!

Tipenau: Gut, do wull mr de Kur moche. Do iss emol, wenn de heem kimmst, enn Haringk mit zammschten Graten un heite weiter nischt, morgen in die Zeit

wedder enn nun weiter nischt. Ebbermorgen in die selbe Zeit aa wedder enn. Nochend trenkste zwee Schtunden druff e Achterchen Baamiele aus un wedder zwee Schtunden drnach nimmste de Porganz ei, die'ch dr mitgabe will. Richt dich abber druff ei, ich gab dr eene duppelte Porganz, denn be enn Bandworme, do muss mr Forsche drhenger moche. Nu will'ch dr noch enne Tiete vull Tee rei tue, dann kuchste, denn de werscht Dorscht kreie! – Domit ging Götzen Anree ab. –

Dr olleTipenau reeb sich irscht de Hnde, nochend sähte ar ze meiner Mutter: 'S worn e Haufen Leite do heite, 's is'mr abber nu aa, all wenn mich dr Honger plogte. Weeßte wos, Darthe, de giehst un hulst mr enn Haringk in dr Aptheke, 'ch hob hellschen Oppetit nach enn Haringk. De Butter un 's Brot hul'ch mr salber rei un aa de Flasche mitn Nardheiser. Heite will'ch mr emal ewas ze Gute tu! –

Hier endete die Vorlesung, die alle Lachmuskeln stark und lange in Bewegung setzte und die einen doppelten Erfolg hatte: Einmal lenkte sie das Gespräch auf Originale in Stadt und Land aus der guten alten Zeit, die natürlich längst dahingegangen war, und da wusste jeder Gast etwas Lustiges zu erzählen, woran sich auch die Frauen lebhaft beteiligten. Zum andern aber weckte die Vorlesung auf einmal in den Gästen die Liebe zu jenem längst bekannten, aber viel zu wenig beachteten Gößnitzer Bilderbuch, das vorläufig einmal von Hand zu Hand ging, das sich aber gar mancher am nächsten Markttage in der Stadt kaufte und an den langen Winterabenden mit den Seinen daheim las. Und gerade darüber freute sich Felix ganz besonders. –

Mit gleichmäßigen Schritten wechselten in Köthel Sommer und Winter und auf den Feldern Saat und Ernte. Auf die bevorstehende Soldatenzeit freute sich Felix vergebens, noch immer wurde er für zu schwach befunden.

Aber eine große Veränderung war im Hause vor sich gegangen: Am großen Tisch war ein Platz frei geworden, dafür aber wurde während der Ferienwochen wieder ein Platz mehr gebraucht. Nelly, die unterdessen zur Jungfrau herangewachsen war, verlobte sich mit dem jungen Lehrer, der auf dem Nachbardorfe seines Amtes waltete, und als dieser eine Stelle in der Stadt erhielt, folgte sie ihm in Liebe und Treue als seine Frau dorthin, lebte sich in der Stadt besser ein als einst ihr Bruder Felix, kam aber in den

Ferien von Herzen gern mit ihrem Manne ins Vaterhaus zurück und war ganz glücklich, als sie beobachtete, mit welcher Arbeitsfreudigkeit dieser an das doch ganz andere Werk ging. Besonders in der Erntezeit stellte er seinen Mann. So sahen es auch die beiden Brüder gern, wenn er in den heißen Juli- und Augusttagen die Sense ergriff und seine Schwad ebenso peinlich und kurz abhaute wie die übrigen drei Schnitter, oder wenn er beim Einfahren die Pferde übernahm und Tag für Tag seine fünfzehn bis zwanzig Fuder Getreide in die Scheune fuhr, ohne umzuwerfen.

Herbert war nicht so lang geraten wie sein Bruder, aber er war bei weitem kräftiger. Und als er zur Musterung ging, wurde er sofort zur Artillerie ausgehoben. In der Hauptstadt des Nachbarstaates hat er zwei Jahre lang gedient. Viel Neues hat er kennengelernt, strammer Dienst und frohe Stunden wechselten miteinander ab. Wie freute sich jetzt Vater Junghanns, dass er einen älteren Sohn bei sich hatte, der ihm getreulich weiter diente, bis endlich Herbert als Unteroffizier entlassen wurde und freudig zu den Seinen zurückkehrte.

Bald schafften die beiden Brüder wieder freudig miteinander und nahmen ihrem Vater manche schwere Arbeit ab. Trotzdem aber wollte es scheinen, als stünde in der Entwicklungsgeschichte eine tief einschneidende Veränderung nicht mehr allzu fern. Herbert, der sich bis zu seinem Eintritt ins Militär daheim mehr unter die Zahl der Dienenden gerechnet hatte, lenkte jetzt all

seine Aufmerksamkeit, Mühe und Kraft auf den Zeitpunkt hin, wo seine Eltern ihm das Gut übergeben würden. Es war ihm, als arbeite er nicht mehr für seinen Vater, sondern für sich. Und dieser Gedanke gab all seinem Tun einen besonderen Reiz. Sollte aber auch sein Bruder für ihn tätig sein und ihm gegenüber so dastehen, wie beide Brüder jetzt noch ihrem Vater gegenüber dastanden? Damit konnte er sich nur schwerlich abfinden. Diese Gedanken, die niemals ausgesprochen, sondern eben nur gedacht wurden, führten zwischen dem Vater und den Söhnen durchaus keine Spannung herbei, wohl aber bahnte sich ein neues Verhältnis an. Zum Glück gehörten Jahre dazu, eine Lösung herbeizuführen, die von keinem der drei erzwungen wurde.

Noch manches Mal hielt der Frühling in unserem Dorfe seinen Einzug. Bei allen Mühen der Feldbestellung bewahrten sich die Bauersleute Sinn für die tausend Schönheiten in der wieder erwachenden Natur. Die Tage der ersten Veilchen und Schneeglöckchen, Buschwindröschen und Narzissen waren wie kleine Festtage, und Mutter Junghanns war stolz darauf, bei Ankunft ihrer „jungen Leute“ den ersten Strauß Frühlingsblumen auf den Tisch stellen zu können. Dann war für sie auch die Zeit gekommen, in die Stadt zu fahren, einige Gärtnereien aufzusuchen und Samen für ihren Blumen- und Gemüsegarten einzukaufen. Sie wusste immer genau, ob Herbert sie im Vorjahre ein paar Tage früher oder später nach Gößnitz gefahren hatte und war besorgt, ja nichts zu versäumen. Ihre beiden Schwestern, Fanny in der großen Mühle und Lydia, die Frau Kommissionsrat, hielten einen guten Bohnenkaffee und etwas Gebäck für Schwester Olga bereit, die für ihren Garten bestimmt nicht weniger Sinn hatte als für ihren Stall. Die Rosenstöcke, die blaue Waldrebe, die Beerensträucher, alles wartete auf ihre Hilfe, und nicht mehr lange sollte es dauern, da wuchsen die Blätter des Pfeifenstrauches geradezu mit einem Wetteifer, einander an Größe zu überholen, um das Gartenhaus am Giebel des Gebäudes vollständig in Grün einzuhüllen. Vater Junghanns machte nicht viele Worte, das war so seine Art, aber

er bewilligte gern alle Ausgaben für den Garten und freute sich, wenn er am Sonntag einmal hindurchging und sah, was in der vergangenen Woche wieder geschafft worden und gewachsen war. Nun brachte er selbst noch den Springbrunnen in Ordnung, an dem nicht nur die Schulkinder des Dorfes, sondern auch die „Städter“ ihre helle Freude empfanden.

Auf dem Gutshofe stand eine alte Silberpappel, sie lehnte sich ein wenig an die Mauer, die einen gar gewichtigen Platz in der Mitte des Bauernhofes umgab. Jetzt schickte sie ihre ersten grünen Spitzen aus den Zweigen hervor, und bald breitete sie über Weg und Mauer ihre Blätter aus, die von unten grün und von oben weiß leuchteten.

Und welch ein Leben herrschte unter dem vorgebauten Dach der langen Scheune, die dem Wohnhaus gegenüber stand. Waren doch soeben die ersten Schwalben aus dem heißen und an Insekten überreichen Afrika zurückgekehrt in die Nester, die den ganzen Winter hindurch unversehrt geblieben waren. Einige von ihnen flogen in den Kuhstall, der vom großen Tore aus gesehen an der rechten Seite des Hofes steht, und suchten die Nester auf, die sich entweder an den Wänden unmittelbar unter der Decke krampfhaft festhielten oder die gemütlich auf den Lampenschirmen hockten und eine leise Bewegung mitmachten. Felix fand die Schwalben mit allen Einzelheiten so vertraut, dass er fest überzeugt war, es seien dieselben klugen Tierchen wieder, die den Hof im Herbst verlassen hatten. Brachten die alten Bekannten neue Schwalbenpaare mit, so wurden eben in kurzer Zeit neue Nester gebaut, sodass wir heute schon ein paar Hundert zählen können. Mit Mühe und Not sind die Schwalben gerade noch in die Ordnung der Singvögel aufgenommen worden. An Konzerten nehmen sie freilich nicht teil, aber sie machen das alles wieder gut. Sie sind äußerst geschickte Baumeister, die reinen Kunstflieger und fleißige Insektenfresser, wodurch sie sich auf dem Hofe und im Stall so nützlich machen, dass Vater Junghanns meint: Seid nur froh, dass sie

nicht allzu gut singen können, sonst würden sie gewiss ihre Zeit mit Gesang verträdeln und ihre Pflicht vernachlässigen.

Von Tag zu Tag überstrahlte die goldene Sonne unser Bauerndorf, jeden Tag ein paar Minuten länger und ein wenig wärmer, sodass der Vater, wenn er am Stocke über die Felder ging, oder die beiden Brüder, wenn sie den Feldweg hinaus schritten, freudigen Herzens fühlten, dass der Sommer ihre Saaten wachsen und reifen ließ und die Zeit der Ernte immer näher heranrückte. Und wenn wieder eine Schwad nach der anderen fiel und mancher Schweißtropfen von der Stirn der Schnitter dazu, so kam doch die Liebe zur schönen Gottesnatur noch immer zu ihrem Rechte. Ohne eine blaue Kornblume im Knopfloch war Felix auf dem Felde wohl kaum zu sehen. Und wenn er beim Hauen auf ein Nest stieß, das eine feldgraue Lerche, die eben an ihren eigenen Liedern in die Luft gestiegen war, auf den Erdboden gebaut und in das sie ihre fünf oder sechs erdfarbenen Eier hineingelegt hatte, so ließ er rundherum ein paar Halme stehen, damit das ängstliche Vöglein, wenn die Schnitter das Feld verlassen haben, sein Nest wiederfinden sollte. Kamen sie an drei kräftige Distelstängel, in die der bunte Distelfink sein Nest kunstvoll eingeflochten hatte, so wurde auch dieses verschont. Wehe den losen Jungen, die es zerstören wollten. Die mochten sich die Sperlinge ausersehen, die drinnen im Gute ihre liederlichen Nester in die Dachrinne bauten, die mochten Feldmäuse und unten am Bache Wasserratten erschlagen oder einen Hamsterbau ausgraben.

Beim Einfahren in die Scheune freuten sich alle Beteiligten auf einen harmlosen Scherz, der wohl Jahr für Jahr wiederholt wurde. Immer höher wurde das Getreide in der Bansel aufgeschichtet, und mit ernster Miene sagte der Erntemann, der das Bansen über hatte, zu einem, der ihm die Garben zulange: „Nein, jetzt geht's nicht mehr! Steig doch schnell mal hinunter und lauf rüber zum Nachbarn, sag ihm einen schönen Gruß und ich ließ schön um den Banselhahn bitten!“ Der ahnungslose Junge,

der dieses Wort noch nie gehört hatte, (denn wenn er's schon kennt, ist der Spaß verdorben), lässt sich's vom Bauersmann, der vom Wagen gibt, oder von dem Knecht, der die Garben absticht, noch einmal sagen, und besorgt um die richtige Ausführung des Befehls rufen ihm alle nach: „Den Banselhahn sollst du holen, den Banselhahn!“ Nun kommt er hinüber und richtet seinen Auftrag aus. „Guckt euch den Jungen an, der will den Banselhahn holen! Ja, den bringst du doch so nicht fort! Geh nur schnell nochmal hinüber und hole euern Handwagen!“ Unterdessen füllen sie eine tüchtige Ladung Pflaster- oder Ziegelsteine in einen Sack und laden ihn auf den herbeigebrachten Wagen. Ein jeder sieht ihm nach und verbeißt sich das Lachen. Daheim wieder angekommen, sehen sie ihm schon neugierig entgegen. Er soll den Banselhahn selbst auspacken. Er ist über den Inhalt erstaunt und wird nun endlich vor allen Ernteleuten gehörig ausgelacht. Doch damit noch nicht genug, dasselbe erlebt er noch einmal, wenn er den leeren Sack zum Nachbarn zurückbringt. Ist der Junge ganz harmlos, so wird er einige Wochen später noch nach Dreschflegelschmiere geschickt.

Waren die Scheunen gefüllt bis obenan, so wurde das Erntefest im ganzen Dorfe fröhlich gefeiert. Früchte des Feldes und des Gartens, also Getreidegarben, besonders große Kürbisse, Gurken und Krautköpfe wurden in der Kirche zu einem bunten Bilde vereinigt, sodass der Herr Pastor, wenn er das Evangelium verlas, auf dem Altarplatze mitten im Grünen stand. Die Schneider Ernestine holte sich aus den Gärten der Bauern Georginen, Astern und andere Blumen, die noch blühten, und flocht daraus Kränze für die Kirche und die Bauernhäuser. Der oder jener Bauer brachte ihr ein Bündel Haferrispen, und der Kranz, den sie daraus wand, blieb den ganzen Winter hindurch über der Stubentür hängen.

Im Backofen aber brannte ein lustiges Feuer, dann ein Erntefest ohne ein Dutzend oder noch mehr Sorten Kuchen konnten sich weder die Bauern selbst noch die Ernteleute denken.

Bald war auch dieses Fest, noch nicht aber alle Arbeit vorüber. Die Dorfjungen mussten sich recht beeilen, wenn sie auf den Stoppfeldern ihre Drachen steigen lassen wollten, denn schon nach kurzer Zeit wehte der Herbstwind über frisch gepflügten Ackerboden dahin, dem bald wieder die neue Saat anvertraut wurde. Und erst, wenn die Kartoffeln in Keller lagen und auch diese Felder noch bestellt waren, trat eine ruhigere Zeit ein.

Im Winter breitete die Natur ein weißes Tuch aus über all die Felder, die darunter ruhten und Kraft sammelten für die Zeit der Auferstehung. In diesen Monaten ging es auch auf unserem Bauernhofe ruhiger zu. Höchstens konnte man aus den Scheunen den gleichmäßigen Takt der Dreschflügel vornehmen. Weithin hören es die Bauern heraus, wenn hier oder da ein Drescher hilft, der noch nicht gut Takt halten kann. Dann geht wohl der Bauer aus seiner Wohnstube über den Hof, legt seine brennende Pfeife auf die bewusste Mauer, tritt auf die Tenne und zählt eine Weile laut im Takte, und auf jede Silbe muss ein Schlag fallen. Wird mit vier Schlegeln gedroschen, so zählt er:

**„Fleisch in Töpfen,
lasst uns höpfen!“**

Und bei drei Schlegeln:

**„Hans Christoff,
schlag frisch droff!“**

Ja, ja, es will alles gelernt sein.

Eine bedeutsame Abwechslung in den kalten Wintermonaten bringen die Jagden. Vater Junghanns hatte selbst die Jagd in seinem Dorfe gepachtet, und daher kam es, dass er nun auch in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden, von der sächsischen Landesgrenze abgesehen, zu den Kessel-treibjagden der Nachbardörfer eingeladen wurde. Das waren immer frohe Feste, die erst in später Abend- oder früher Morgenstunde in der Dorfschänke bei einem kräftigen Altenburger Skat ihren Abschluss fan-

den. In jene Monate fielen auch allerlei Einladungen in der Verwandtschaft und Bekanntschaft und Familienfeste, wenn sie nicht an einen bestimmten Tag gebunden waren.

Ein Tag wie der 18. Juni des vergangenen Jahres ließ sich natürlich nicht verlegen. Überall Vorbereitungen auf ein großes Fest, selbst Pferde- und Kuhstall wurden frisch geweißt. Aus allen vier Himmelsgegenden kamen die Bauerngeschirre angerollt, sodass auf dem großen Hofe ein Wagen am anderen und selbst auf der Scheunentenne ein Pferd am andern stand. Allerlei silbernen Hausrat brachten die Gäste herbei, denn heute galt es, Vater Hermanns und Mutter Olgas Silberne Hochzeit zu feiern. Das war nun mal ein frohes Fest, an dem das ganze Dorf Anteil nahm. Der 18. Juni sollte gar noch zu einem Doppelfeste werden, denn die jungen Lehrersleute aus der Stadt kamen nicht mehr allein ins Elternhaus, sondern Frau Nelly hielt in ihren weichen Mutterarmen ihren noch nicht getauften Stammhalter. In der Oberstube leitete der Pastor selbst die Vorbereitungen, dem Raum kirchliches Ansehen zu verleihen. Am Klavier saß des jungen Lehrers Vater, der drüben im Sachsenlande Kantor war, und spielte die Choräle, die alle Gäste mitsangen, als Vater und Mutter Junghanns eingesegnet wurden und ihr erster Enkel in ihrem Hause getauft wurde, getauft auf den Namen Hermann, wie seine Großväter hießen. Felix und Herbert waren noch beide allein, aber an jenem Tage bekamen sie in den Tafelreden manche gutgemeinte Ermahnung zu hören, die sie sich ja zu Herzen nehmen sollten. Onkel Moritz, Mutter Olgas jüngster Bruder, der über den Berg drüben gleichfalls ein fünf-spänniges Gut besaß, wurde ganz deutlich und meinte, Vater Junghanns wolle sein Gut durchaus nicht bis zur Goldenen Hochzeit selbst bewirtschaften, aber erst wolle er eine Schwiegertochter sehen. Von allen Familienfesten der letzten Jahre war dies das schönste gewesen, und die ersehnte Wendung rückte aus der Ferne immer näher heran.

3. Vater Junghanns erstet für seinen Sohn ein Gut

Im Laufe der Jahre war auch Felix in die Breite gegangen und glich nun ganz und gar, wenn er in schweren Stiefeln, dicker Joppe und massiver Bauernmütze einherschritt, einem echten altenburgischen Bauersmann. Ihm fehlte nur noch ein Gut und eine Frau dazu. Und es sollte beides werden. Zuerst das Gut. Wenn Felix und Herbert am Sonntag die Fluren durchwanderten, wurden sie mit Freude und Stolz erfüllt bei den Gedanken, wie schön doch alle Bauern ihre Felder in Ordnung haben und wie sie aus dem Boden alles herausholen, was er bei guter Behandlung natürlicher und künstlicher Art hergibt.

Unter den Bauern ihres Dorfes, das auf dem linken Ufer eines breiten, mit schwarzen Erlen und verkrüppelten, mitunter schreckenerregender Weiden umsäumten, der Pleiße von links her zueilenden Baches liegt, und zwar so, dass sich zwischen dem Bach und der Dorfstraße saftige Wiesen ausbreiten und die großen Güter mit einer einzigen Ausnahme alle jenseits der Straße im Tale stehen, dass wiederum die Feldwege, mit fruchtbaren Pflaumenbäumen bestanden, auf gelinde Anhöhen hinaufführen. Unter den Bauern dieses lieblichen Dorfes war einer gewesen, der sein Gut, das einst prächtig dagestanden hatte, ganz und gar vernachlässigte. Eben noch waren die beiden Brüder an den Feldern vorüber gegangen, auf denen ein Fluch zu ruhen schien. Dornen und Disteln trugen sie und waren zum Teil jahrelang sich selbst überlassen. Kraftlos lag der Boden da, auf den Wiesen stand noch das Grumt vom vorigen Jahre an, selbst dem Laufe des Baches sah man es an, dass sich eine Strecke Weges niemand um ihn kümmerte. Schweren Herzens gingen die beiden Brüder den holprigen, kaum noch befahrbaren Feldweg hinab ins Tal, schritten über die Brücke, die einzustürzen drohte, zwischen den dürren Wiesen dahin bis an die Dorfstraße und standen nun gerade vor dem heruntergewirtschafteten Gute.

Der Bauer selbst ruhte oben auf dem Fried-

hofe, er war freiwillig aus dem Leben gegangen. Im Garten, in dessen Zaun mehr Latten fehlten als vorhanden waren, standen noch ohne Pflege ein paar „exotische“ Nadel- und dickblättrige Laubbäume, die der Bauer einst aus Amerika mitgebracht hatte. Zwei Gebäude, das Wohnhaus und der Pferdestall mit den Knechtekammern, waren noch nicht verfallen, obgleich die Bäuerin, die ihre Leute nicht lange halten konnte, weil es im Gute oft nichts zu essen gab, nichts daran tat. Ja, der Giebel des Wohnhauses mit seinem alten Fachwerk machte sogar einen anheimelnden Eindruck. Die Scheune war ganz baufällig, sie wurde ja auch nicht gebraucht, zum Dache regnete es hinein, und auf der Tenne und in den Bansen hatten sich die Mäuse häuslich eingerichtet und verzehrten piepsend die letzten Körner, die noch umherlagen. Am vierten Gebäude, das den Kuhstall enthielt, war das Schönste, dass aus der Zeit vor 300 Jahren noch der mit Eichenwerk umrahmte Wandelgang unter dem weit übergebauten Dache erhalten geblieben war. Im Hofe an der Mauer trug ein alter Nussbaum, der sich in der Not selbst zu helfen weiß, noch immer Früchte, und zwischen dem Fachwerkgiebel des Wohnhauses und dem verfallenen Kuhstall standen zwei gewaltige Pappeln links und rechts von der breiten Einfahrt, die durch ein schweres Tor gesperrt wurde. Wo Verfall ein Haus bedroht, da zieht mit den Jahren eine gewisse Romantik ein. So auch hier. Von einem Dache zum anderen flatterten Hunderte von alten und jungen Tauben, die sich auch außerhalb der Taubenschläge ein Nest eingerichtet hatten. Rucksend und mit aufgepludertem Gefieder umkreiste der blauschillernde Täuberich das viel kleinere Weibchen, das immer wieder, wenn er ihr allzu nahe kam, davonflog, aber nur, um sich oben vor dem Schlage oder unten auf der Mauer von neuem den Hof von ihm machen zu lassen. Schwalben ohne Zahl nisteten an den geschützten Stellen zwischen Dach und Wandelgang, Nest an Nest, und kämpften einen dauernden Kampf gegen die frechen Sperlinge, die gern für sich fertig

gerichtete Schwalbennester beanspruchten. Jeder Dorfbewohner sah ihnen gern nach, den leichtbeschwingten Schwalben, die pfeilgeschwind über die Fluren dahinflogen. Wenn die liederlichen Eindringlinge endlich herausgeworfen waren, so schimpften sie unten auf der Mauer noch stundenlang über die ihnen zuteil gewordene rohe Behandlung und meinten, es könne nirgends so ungerecht zugehen wie in der Vogelwelt. Die Stare auf dem alten Nussbaum ließen sich in keinen weiteren Streit mit den Sperlingen ein, wenn sie sie bei ihrer Rückkehr aus dem warmen Süden aus ihrem Starenkasten vertrieben hatten, den die Spatzen in größte Unordnung gebracht hatten. Aber all diese Romantik brachte die beiden Brüder doch nicht von dem trüben Gedanken ab, der sich ihrer bemächtigt hatte. Auch sie sie jetzt den Feldweg hinter am Gute dem Holze³ zugingen, das zu dem völlig vernachlässigten Grundstücke gehörte, wurde ihnen dieser Gedankengang immer klarer: „Kann es denn in unserem fruchtbaren und von Gott gesegneten Altenburger Lande einen Bauern geben, der gar kein Pflichtbewusstsein in sich hat? Der Bauer ist doch nicht für sich allein auf Erden, sondern aus seinem Besitztum heraus erwächst ihm die Schuldigkeit, seine Mitmenschen zu ernähren, die keinen Grund und Boden ihr eigen nennen, sondern mit der Hand oder mit dem Geiste in Stadt und Land emsig schaffen und wirken. Wahrlich, wer diese Aufgabe nicht erfüllt, dem müsste der Staat das Eigentum wegnehmen, um es in fleißigere Hände zu legen!“

So waren die beiden Brüder auf der Höhe des Abhanges angekommen. Den breiten Rücken des Berges, wenn er einmal so genannt werden darf, bedeckt ein Laubgehölz, das durch einen Fahrweg in zwei Hälften geteilt wird. Mittendrin steht eine alte, würdig dreinschauende Buche, um die einstmals die Vorfahren eine Bank gebaut haben, den Kindern zu Liebe, die gern in ihrem „Walde“ spielten. Vom Holze und der kleinen Sand-

grube aus überschritten die beiden Brüder noch einmal die Felder, Wiesen und Wege in ihrer Armseligkeit und gedachten der Bäuerin, der es gar nicht möglich war, hier jemals wieder in die Höhe zu kommen. Dabei bedrückte die beiden jungen, arbeitsfreudigen Männer die Tatsache, dass dasselbe Gut vor hundert Jahren noch einer inzwischen ausgestorbenen Seitenlinie ihrer eigenen Verwandtschaft von Mutters Seite her gehört hatte. Und wenn es auch die Großmutter war, die einst in diesem Hause mit dem massiven Fachwerk das Licht der Welt erblickt hatte: Der Familiensinn des Bauernschlages ging so weit, dass Felix und Herbert den Gedanken nicht los wurden, sie hätten die Schuld, die auf den Dahingegangenen lastete, zu teilen, und auf sie ging die Verpflichtung über, das wieder gut zu machen, was hier zum Schaden der Mitmenschen vernachlässigt worden war. Lange konnte das Gut ja doch nicht mehr in den Händen jener willensschwachen Frau bleiben. Nachdenklich standen die beiden am Eingange der Sandgrube, mit einer kräftigen Gerte stieß Herbert in eine weiche Schicht, sodass Tausende von Sandkörnchen und kleinen Kieselsteinen zu Boden rieselten wie Wasser aus einem Felsenquell. Es war ja Sonntag, die Glocken riefen zum Gottesdienst, und aus den Gütern und Häusern traten Männer, Frauen und Kinder auf die Dorfstraße heraus und folgten dem hellen Rufe, die Bauersfrauen außer dem Gesangbuche noch mit dem üblichen Kirchenstrauß, der besonders stark riechende Blumen oder Kräuter, wie die bekannte Minze, enthalten musste, um alle Sinne beieinander zu behalten, wenn die Predigt etwa zu lang ausgesponnen werden sollte. Noch immer klangen die Heimatglocken vom Kirchturm herab, da fasste Herbert seinen Bruder bei der Hand, schaute ihm liebevoll in die Augen und sagte bewegten Herzens zu ihm: „Bruder, wir stehen vor einer großen Aufgabe. Alles, was in unseren Kräften liegt, wollen wir daransetzen, dass du dieses Gut, das vor uns am Boden liegt, für dich erwirbst und durch unserer Hände Fleiß wieder in die Höhe bringst, unseren verstorbenen Vätern zu Ehren!“ Felix, der, wie seine Mutter gern sagte, nahe ans Wasser gebaut hatte, war

³ Holz: gemeint ist ein kleines Waldstück, wie es in der Regel zu jedem Bauerngut gehörte zur Gewinnung von Baumaterial und Brennholz

von diesem Vorschlag erschüttert an Körper und Geist. Minuten vergingen, ehe die Gedanken in ihm wieder in Ordnung kamen, aber er fühlte doch in sich die Kraft und das unwiderstehliche Verlangen, jene dankbare Aufgabe aller Schwere zum Trotz zu lösen. Langsamem Schrittes gingen sie jetzt auf der Höhe entlang bis an die Felder, die ihrem Vater gehörten, und traten schließlich freudig erregt in die große Bauernstube ihrer Eltern ein.

Mutter fühlte gar wohl, dass ihre beiden Söhne auf ihrem sonntäglichen Gang durch die Felder eine überaus wichtige Unterhaltung geführt haben mussten, und die immer vorwärts strebenden, nimmermüden Eltern sollten gar bald erfahren, was ihre Söhne auf dem Herzen hatten. Noch ehe die Kirchgänger wieder die Dorfstraße herunter kamen, lag der Plan für die Zukunft fest. Vater Junghanns, dem reiche Erfahrung und scharfe Urteilskraft zur Seite standen, weshalb er ja einer der angesehensten Bauern im ganzen Dorfe war, hielt während der äußerst wichtigen Abmachungen die Zügel fest in der Hand, damit ja nichts Unbedachtes beschlossen würde.

Und das Ergebnis jener bedeutungsvollen Abmachungen im engsten Familienkreise war folgendes: Vater und Mutter wollten ihr Gut zu einem niedrigen Preise an ihren rechtmäßigen Erben Herbert abtreten, der dafür das freudige Versprechen gab, seinem Bruder bei Erfüllung seiner hohen Aufgabe in jeder Weise behilflich zu sein. Die beiden wiederum gelobten einander, ihren Eltern, denen sie bisher stets in Dankbarkeit verbunden waren und denen sie auch in Zukunft großen Dank schuldeten, ein reichliches Auskommen zu sichern und einen schönen Lebensabend zu bereiten. Am Nachmittag desselben Sonntags unternahmen die beiden Brüder denselben Gang wie früh zu Beginn des Gottesdienstes, nur führten sie ihre Eltern in ihrer Mitte und freuten sich der kräftigen Ratschläge ihres Vaters und der frommen Wünsche der Mutter.

Die alte Bäuerin aber, die drinnen im Gute in lauter Schulden saß und deren Hausgenossen die Sorgen waren, ahnte nicht, welche Kreise eben jetzt um ihren armseligen Besitz gezogen wurden.

Eher noch, als die Dorfbewohner geglaubt, konnte die arme Bäuerin weder ihre ganz geringen Steuern bezahlen noch die übrigen notwendigen Ausgaben bestreiten. Sie hatte das Unglück kommen sehen und stand darum den Tatsachen nicht fassungslos gegenüber, umso mehr, da sie wusste, dass sie bei weitläufigen Verwandten ihres verstorbenen Mannes im Herzen des Altenburger Bauernlandes jederzeit Aufnahme finden würde.

Als sich der kalte Winter mit Schnee und Eis im Talkessel breit machte, kam das gegenwärtig nutzlose Gut unter den Hammer. Zur gerichtlichen Inventuraufnahme, bei der das Haupt der Gemeinde anwesend war, wurde wenig Zeit und wenig Papier gebraucht. An lebendem Inventar waren vorhanden: Eine „Anzahl“ Tauben, zwei dürre Kühe, ein altersschwaches Pferd. Die Mäuse in der Scheune, die Sperlinge auf dem Hof sowie die im Auslande weilenden Schwalben und Stare blieben ungebuht. Vom toten Inventar war alles, was Feuer fing, in den Küchen- oder Backofen gewandert: Rechen und Schaufelstiele, Besen, Kisten, Wagenschieber und Holzteile der landwirtschaftlichen Maschinen. An den Eisenteilen saß der Rost und hatte sich, ohne gestört zu werden, bereits tief eingefressen. Nach diesen geringfügigen äußerlichen Vorbereitungen fand an einem trüben Wintersonntag die zwangsweise Versteigerung statt. Obgleich sie im Amts- und Nachrichtenblatt des Landes sowie in den Tageszeitungen ordnungsgemäß bekanntgegeben worden war, erschienen an dem festgesetzten Tage doch nur Bauern des eigenen Dorfes, an der Spitze der Vorsteher.

In der leeren Wohnstube der nicht mehr anwesenden Bäuerin hatte der Gemeindevorsteher eine lange Tafel und zwei Stühle aufstellen lassen. Dort nahm der vom Gericht Beauftragte mit seinem Schreiber

Platz. Auf der anderen Seite der Tafel standen die Bauersleute, alles Männer von kräftigem Körperbau, einige von ihnen in der Landestracht, die leider im Aussterben begriffen war und nur noch von den Alten geehrt wurde. Nach den gesetzlichen Bemerkungen des Gerichtsbeamten trat Vater Junghanns vor und machte für den Sohn sein Angebot, das den Bauern allerdings schon vorher bekannt war. Der Beamte wiederholte den angebotenen Kaufpreis, fügte hinzu: zum ersten! und schlug so gewaltig auf die hölzerne Tafel, dass auch etwaige Schwerhörige den Schlag deutlich vernehmen mussten. Da trat der Gemeindevorsteher hervor, nahm nahe an der Tafel seinen Platz so ein, dass er alle Dorfgenossen überschauen konnte und fing an zu reden: Ihr Bauern von Köthel! Aber schon nach dieser Anrede wurde er vom Gerichtsbeamten unterbrochen: „Herr Vorsteher, wir stehen jetzt mitten in der Versteigerung! Da dürfen Sie unmöglich Reden halten!“ Einmütig verließen sie alle die Wohnstube und ließen den Beamten samt seiner Seele allein zurück. Draußen aber unter dem verschneiten Nussbaum stellten sie sich um ihren Vorsteher auf, mit dem sie alle fest zusammenhielten, und lauschten auf seine Worte, die er am liebsten in der Altenburgischen Mundart gesprochen hätte, die er aber schließlich doch in Hochdeutsch kleidete, dieweil sie doch amtlichen Anstrich hatten: „Ihr Bauern von Köthel! Soeben habt ihr aus dem Munde unseres verehrten Dorfgenossen Hermann Junghanns sein Angebot vernommen. Was könnte uns heute anderes am Herzen liegen, als das Gut hier, über dessen Tiefstand wir alle im Klaren sind, in den Besitz, eines Mannes gelangen zu lassen, dem wir das feste Vertrauen entgegenbringen, dass er in die traurigen Verhältnisse, unter denen wir hier stehen, wieder Ordnung bringt? Ihr werdet mir alle zustimmen: Ein solcher Mann ist unser Hermann Junghanns! Aus selbigem Grunde nun und so bitte ich euch: Schraubt den Kaufpreis durch ein zweites Angebot nicht künstlich in die Höhe! Lasst es dem Bietenden zu dem niedrigen Preise, damit es ihm nicht durch uns selbst erschwert wird, für seinen Sohn in absehbarer Zeit ein einträg-

liches Anwesen zu begründen, unserem ganzen Dorfe und dem ganzen Lande zur Ehre!“ Die Bauern drückten ihrem Führer die Hand und bezeugtem ihm, wie wahr er gesprochen hatte. Jetzt kehrten sie schweigend in das „Gerichtslokal“ zurück und nahmen ihre alten Plätze wieder ein. Der Beamte rief den zuletzt gebotenen Kaufpreis aus, fügte hinzu: Zum zweiten! und schlug wieder laut den Hammer auf die Tafel. Nach kurzer Pause, die durch völliges Schweigen ausgefüllt wurde, nannte er noch einmal den Kaufpreis und fügte hinzu: Zum dritten und letzten! und schlug gewaltiger noch als je zuvor mit seinem Hammer auf die Tafel!! Damit waren die Würfel gefallen. Die Bauern hörten noch die Niederschrift an, die der Schreiber in gehobener Sprache Protokoll nannte, sie setzten, obgleich es dem Beamten gar nicht ganz recht war, samt und sonders ihre Namen darunter und verabschiedeten sich von den beiden Beamten, die in einem Bauernschlitten unter Schellengeläut in die Stadt zurückgefahren wurden.

Nun waren sie sich selbst überlassen. Von ganzem Herzen beglückwünschten sie den Käufer des Gutes, den künftigen Besitzer und den stillen Teilhaber und schwärmten von Riesenernten in den kommenden Jahren. Der jüngste unter ihnen verschwand auf einige Minuten und holte Mutter Olga herbei, die natürlich die Cognacflasche und eine gefüllte Zigarrenkiste mitbrachte, wie es vorher heimlich verabredet worden war für den Fall dass ...! Dieser Fall war nun eingetreten und musste unter mehrmaligem Hoch begossen werden. Daran schloss sich ein gemeinsamer Gang durch sämtliche Räume des Wohnhauses an. Überall fanden sie dasselbe vor: Nichts! Nur oben in einer Bodenkammer lag auf dem untersten Dachbalken eine in Schweinsleder gebundene, mit zwei Lederriegeln verschlossene Bibel aus dem Jahre 1714. Dies war der erste Besitz, den Felix an sich nahm, und er wollte ihn fortan heilig halten. In der leeren Scheune wollte einer der Bauersleute, der mit recht gutem Humor gesegnet war, den piepsenden Mäusen in einer feierlichen Sprache klarmachen, dass sie fortan einem neuen Besitzer zu huldigen hätten. Diese

aber wollten ihn nicht verstehen, verkrochen sich in ihre Löcher und kamen erst wieder hervor, als der gesamte bäuerliche Umzug die baufällige Scheune verlassen hatte. Die zwei mageren Kühe und das nicht minder dürre Tier, das einstmals ein Pferd gewesen war, führten sie auf den Hof, zählten ihre Rippen und beratschlagten, was fürderhin zu tun sei. Mit Anstrengung aller Kräfte entzifferten sie noch die Hausinschriften und lasen am Stallgebäude:

**„Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.
Wer sich verlässt auf Jesum Christ,
Dem wird der Himmel werden.“**

und am Wohnhaus:

**„All unser Bauen ist umsonst,
Wo Gott der Herr nicht gibt sein Gunst.
Unser Müh und Arbeit richt nichts aus,
Wo Gott der Herr nicht baut das Haus.“**

Nun, Felix hatte ja die Bibel in der Hand, er wollte sie nicht wieder in einen Winkel der Bodenkammer legen. Nachdem Felix die Räume verschlossen hatte, damit niemand etwas hineinbringen konnte (denn hinaus zu tragen war nichts!) steckte er die großen Schlüssel ein, und dann setzte sich ein denkwürdiger Zug in Bewegung: Voran Vater Junghanns mit dem Pferd, das ihm in Bezug auf Schnelligkeit den Rang nicht streitig machte, hinter ihm das Bruderpaar, jeder mit einer Kuh am Seile, Felix noch dazu die dicke Bibel unterm Arm, ihnen zur Seite Mutter Olga mit einer Flasche und einer Zigarrenkiste, beide leer im Körbchen tragend, und endlich dahinter die übrigen Bauersleute. Wir wissen alle, wohin sich der Zug bewegte und dass auch lachende Zuschauer nicht lange auf sich warten ließen. Der Schirrmeister musste das große Hoftor öffnen, dann wurde das Pferd über den Hof hinüber in den Pferdestall geführt, um nach langer Zeit wieder einmal zu erfahren, wie Hafer schmeckt und duftendes Heu. Würde es nicht wieder arbeitsfähig, so sollte es das Gnadenbrot erhalten. Die beiden mageren Kühe erhielten in Mutter Olgas

Kuhstall einen Platz angewiesen, sie sollten erst einmal tüchtig ausgefüttert werden und denn entweder wieder Milch geben oder ihren Weg in die Kochtöpfe der Städter finden. Als die Sonne über die schwarzen Erlen, die den Schnee von sich abgeschüttelt hatten, ihre letzten schwachen Strahlen ins Dorf herüberschickte, um dann ganz hinter dem Berge zu verschwinden, verlief sich allmählich die Menge der lustigen Bauersleute. Daheim aber, bei Weib und Kindern, gab es noch unter dem matten Schein der flackernden Petroleumlampen viel Ernstes und Heiteres zu erzählen von dem, was sie soeben erlebt hatten.

Auch in Junghanns' Gut erlosch das Lämpchen an jenem Abend viel später, als man es von jeher gewohnt war. Und das hatte seinen guten Grund. Man konnte kein Ende finden, von dem zu sprechen, was einst gewesen war, und von dem, was nun werden sollte. Dabei blätterte Felix bedächtig in dem alten Bibelbuche und fand schließlich eine vergilbte Zeitung darin. Ob sie etwas Besonderes enthielt? Forschend blätterte er von Seite zu Seite, da fand er den „Dank“ vor, den der einstmalige Besitzer des jetzt verfallenen Gutes im Jahre des Herrn 1863 nach dem Tode seiner ersten Frau niedergeschrieben hatte. Er las ihn erst ein paar mal für sich und sagte dann zu seinen Eltern und zu Herbert: So geistreich und tief angelegt habe ich allerdings noch nie einen „Dank“ in unserer Zeitung gefunden, ich muss ihn euch einmal vorlesen:

„Schwer ruht die Hand des Herrn auf mir, auf meinen Eltern, auf meinen Schwiegereltern! Nachdem meine von Gottes Hand mir zugeführte und durch Gottes Gnade an mein Herz gefesselte Ehegattin mit Gottes Hilfe und durch ärztlichen Beistand von einem totgeborenen Söhnchen entbunden worden war, führte der Herr über Leben und Tod dies geliebte Leben nach namenlosen Leiden in die ewigen Hütten. Die gegenseitige Harmonie unserer liebenden Herzen verdoppelt mir diesen herben Trennungsschmerz und ich möchte vergehen, wüsste ich nicht, dass es ein lieber Gott getan hätte, dass der himmlische Vater,

der sie mir an meine Hand, an mein Herz gegeben hatte, sie jetzt von mir zu sich genommen hat, um uns früher oder später auf ewig wieder zu vereinen. Tröstend für mich und die Meinigen ist der gute Ruf, den die Entschlafene hinterlässt, der Rückblick auf unsere glückliche und zufriedene, leider nur fünf Jahre, sieben Monate gewährte Ehe, und besonders ihre letzten Worte: „Was Gott tut, das ist wohlgetan!“ und „Ich habe gut gearbeitet im Weinberge.“ Wohlthuend und beruhigend für unsere wunden Herzen war die allgemeine Ehre und Teilnahme an unserem Schmerze sowohl bei ihrer traurigen, feierlichen Beerdigung als auch am Abend vorher an ihrem Paradebett. Nehmen Sie, geehrte Glieder unserer Gemeinde Köthel, nehmen Sie, entfernt wohnende Verwandte und Bekannte der selig Entschlafenen, für die so sinnigen Ehrengaben und für die Begleitung zur stillen Grabesruhestätte, für die Ausschmückung ihres Sarges und ihres Grabes, nehmen Sie, hochehrwürdigen Herren Geistlichen, die Sie meinen Schmerz erkennen, Sie, Herr Pastor Raabe, für die erhebende Altarrede und die gewichtige Leichenpredigt, Sie, Herr Schullehrer Reinhold, für die herrliche Tischrede, nehmen sie alle meinen wärmsten Dank hin und schließen Sie mich und meine drei kleinen, nun mutterlosen Kinder in ihr Gebet ein. Drei Tage heißer Leidenskämpfe sind in unsere Herzen eingegraben: Nicht die heißen Gebete, nicht die Kunst zweier Ärzte konnten das teure Leben erhalten, der Geist der Heißgeliebten und Hochverehrten floh zu Gott. Der tieftrauernde Gatte verliert in ihr eine herzensgute Gattin, eine rechtschaffene und

christliche Lebensgefährtin, die schmerzbelegten Schwiegereltern eine vielversprechende Stütze ihres Alters, die ach so schwer geprüften Eltern eine gute, wohlgeratene und gut versorgte Tochter. Groß, sehr groß ist unser aller Schmerz, nicht Worte vermögen ihn zu fassen, nicht Tränen vermögen ihn auszudrücken, nur dass es ein gütiger Gott getan hat, und dass wir die Heimgegangene und von uns so schmerzlich Betrauerte im Lande der Vollendeten wieder finden werden, nur dies kann und soll unser Trost sein.“

Lautlose Stille herrschte in der mäßig erleuchteten Bauernstube. Vater Junghanns konnte bestätigen, dass dieser Dank wirklich von jenem Bauersmanne selbst abgefasst worden sei, der noch so lange, lange Jahre hindurch weit und breit als gelehrter Bauer bekannt gewesen. Mit Wehmut im Herzen sprechen sie noch lange von jenem Manne, der nun auch längst oben auf dem Kirchhof ruhte und der doch mit ihnen verwandt gewesen war: Er selbst hatte das Gut einst vom Vater geerbt und seine Schwester Sophie war ... Felix' Großmutter, die noch auf ihrem Sterbelager Tränen der Freude vergossen hat darüber, dass ihr Enkel das einst so herrliche Bauerngut erworben und den ernstesten Willen habe, es so zu bewirtschaften, dass es dem Dorfe wieder zum Schmuck und der Familie zum Segen gereichen solle. – Mit Felix und seinen Angehörigen sahen alle Dorfbewohner von Köthel einer künftigen glücklichen Entwicklung des heute erworbenen Gutes einmütig mit dem größten Vertrauen entgegen.

4. Herbert nimmt sich eine Frau und steht seinem Bruder hilfreich zur Seite

Von jetzt an wusste Herbert, dass sein Bruder doch eines Tages in das neuerworbene Gut übersiedeln würde, und deshalb konnte er ernstlich an den wichtigen Schritt denken,

den er nun vorwärts zu gehen berechtigt und wohl auch verpflichtet war.

Vorbereitet war er darauf nicht erst seit Wochen oder Monaten, sondern seit Jahren,

aber er hat daheim nie von dem Mädchen aus seinem Bekanntenkreise gesprochen, weil dies, wie er meinte, vorläufig noch keinen Zweck habe. Schon ehe er in Dresden den bunten Rock anzog, ging er an den langen Winterabenden oft und gern mit seiner Schwester Nelly an der Kirche vorüber den steilen Berg hinauf und die verschneite Kirschallee entlang bis nach Tettau, wo auf der Bühne des großen Dorfsaales schon andere junge Mädchen und Burschen auf sie warteten, um das Theaterstück zu proben, das sie beim nächsten Vergnügen der Bauernvereinigung aufführen wollten. Sonderbar: Nach Hause kamen sie niemals gemeinsam. Schwester Nelly fand damals gar bald ihren Begleiter, der jetzt längst mit ihr den Weg durchs Leben angetreten hat, und dort sollte auch Herbert auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seine kleine Frieda kennen und lieben lernen. Auf dem Heimweg in das ganz entgegengesetzte Dorf sprachen sie sich gründlich über alles aus, was ihre Herzen bewegte. Kein Wunder, dass sich jetzt einmal die ganze Unterhaltung um den einen frohen Satz drehte: Vater hat für Felix ein Gut gekauft! Da gab es viel zu sprechen von dem, was eben war und von dem, was die Zukunft bringen sollte.

Obgleich Frieda mit Felix fast nie zusammen kam, denn dieser war eigentlich erst in letzter Zeit mit auf die Bälle gegangen, kannte sie ihn in seinem Innenleben wohl ebenso genau wie ihren Herbert. Vor allem war sie stets darüber erfreut zu hören, wie treu die beiden Brüder einander zugetan waren.

Noch ehe das Weihnachtsfest herankam, sahen die Leute in Friedas Heimatdorf einen prächtigen Bauernschlitten unter hellem Schellengeläut die Dorfstraße entlang fahren. Bei der Schmiede bog er nach links um, und bald fuhr er in den auf dem Berge stehenden Gutshof ein. Vater und Mutter waren auf Herberts Kommen vorbereitet, und da sie sowohl ihn und auch seine Eltern kannten und wertschätzten, fiel es ihm nicht schwer, das Jawort zu erhalten. Am ersten Weihnachtsfeiertag – im Winter haben die Bauern eben Zeit für allerlei Familienfeste! – stellten sich Herbert und Frieda ihren Ver-

wandten, die in großer Zahl herbeigefahren kamen, als glückliches Paar vor, und kurz vor der Ernte des kommenden Jahres erschienen noch viel mehr Gäste, um an der glänzenden Bauernhochzeit teilzunehmen. Unter den „Randbauern“ war die Altenburgische Landestracht fast ausgestorben, aber aus dem Innern des Landes kamen einige Paare, die mit ihrem kostbaren Festschmuck viel dazu beitrugen, der Feier in Kirche und Haus besonderen Glanz zu verleihen.

Vater Junghanns war bei allem, was er sagte, kurz und bündig. So auch heute. Aber trotzdem lösten seine Worte nicht nur bei dem jungen Paare, sondern auch bei allen Gästen helle Freude aus, als er im Anschluss an die guten Wünsche, die er in seinem Herzen trug, die Urkunde vorlas, die seinen Sohn Herbert zum Besitzer des prächtig dastehenden Gutes ernannte, die weil er selbst und Mutter Olga sich auf das Altenteil zurückziehen wollten. Frieda, die neubackene Frau Gutsbesitzer, hätte Herberts Eltern, die dicht neben ihr saßen, viel zu sagen gehabt, aber sie fühlte, dass dort, wo starke Gefühle das Herz bewegen, wenige Worte genügen. So reichte sie beiden die Hände und begnügte sich mit den herzlichen Versprechen: „Ihr sollt es bei uns jederzeit gut haben!“ Dann stand sie mit ihrem jungen Besitzer auf, ging mit ihm auf ihren Schwager Felix zu, der gerade mit seiner hübschen Brautjungfer die Gläser erklingen ließ, reichte auch ihm die Hand und sagte: „Bei all den schweren Aufgaben, die du in den kommenden Zeiten zu erfüllen hast, will ich niemals zwischen euch, sondern immer hilfsbereit neben euch treten, dein Glück soll auch unser Glück sein!“ Da zog Herbert seine junge Frau an sich und küsste sie.

Und was in der Feststimmung jenes Tages versprochen wurde, das ward in Zukunft auch nicht ein einziges Mal vergessen. Acht Tage später, das war nun einmal so Sitte, zog die junge Frau in Köthel ein und erwarb sich durch die Fülle prächtiger Herzenseigenschaften in kurzer Zeit bei jung und alt Liebe und Achtung. In die Wohn- und Schlafräume des jungen Paares zog ein

neuer Stil ein, die Zimmer, die den Eltern zukamen, wurden behaglich eingerichtet, und auch für Felix war in dem großen Wohnhause noch genügend Raum übrig. In der Verwaltung des Gutes selbst blieb alles beim alten, lag doch auch nicht die geringste Ursache für unerprobte Neuerungen vor! Obgleich Herbert jetzt Besitzer war, sagte er in den kommenden Zeiten oft und gern, „Nun, Vater, was stellen wir für morgen an?“ Und Mutter Olgas Rat und Tat besonders im Stalle nahm die junge Frau immer gern an. Im ganzen Dorfe konnte keine Bauersfrau die altenburgischen Käse so schmackhaft zubereiten wie sie, und in der Stadt blieb ihre Ware immer am meisten begehrt. Der ersten Sendung von Butter und Käse an die Geschwister in der Stadt fügte die junge Frau scherzeshalber noch eine Karte bei, auf der ein Malcher und eine Marche⁴ einen Ziegenkäse hielten, der so groß war wie ein ganzes Getreidefeld, und darunter war zu lesen:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

**„Su än saftgen Zeegenkase
Dan kreit der armste Mann nich sott,
'n schennsten duh mr salwer asse,
de annern schaff mr in de Schtatt.
Dan hie, dan schick mr Eich glei zu,
Drum asst'n nor mit vullen Freedem.
Ihr kunnt Eich dran ä Giedchen duh,
Mr hun he o glei angeschneeten.“**

Mit großer Freude und Genugtuung schmeckten es „die jungen Leute aus der Stadt“ heraus, dass bei der Zubereitung noch immer die Mutter ihre Hand im Spiele hatte.

Mit Lust und Liebe ging Felix an seine Arbeit. Am wichtigsten für den Wiederaufbau war die Gebäudefrage. Die durch ihn, sei-

⁴ Die Trachten, welche (selten) noch Anfang des 20. Jahrhunderts im Altenburger Land getragen wurden, werden oft auch als Malcher- und Marchetrachten bezeichnet. Dies leitet sich von damals häufigen Namen unter den Altenburger Bauern und Bäuerinnen ab, nämlich Melchior (Malcher) und Marie (Marche, Marje).

nen Vater und seinen Bruder vorgenommenen Besichtigungen führten immer zu demselben Ergebnis: Kuhstall und Scheune sind im gleichen Maße baufällig. Im Rat der drei Männer aber war man sich völlig einig darüber, dass die Mittel nicht dazu ausreichten, zwei Gebäude zu gleicher Zeit abzubauen und aufzubauen. Auch hatte es mit dem Bau einer neuen Scheune vorläufig noch keine Eile, denn sie hätte doch leer dagestanden. So entwarf der Baumeister der Nachbarstadt schon in den Wintertagen einen Plan für einen Kuhstall, der sich in das Ganze recht schön einfügen sollte. Als alle Fragen über die praktische Ausgestaltung dieses Baues wieder und immer wieder erörtert worden waren, brachte Felix noch zweierlei vor, was ihm am Herzen lag: Der nach der Dorfstraße blickende Giebel sollte mit Fachwerk versehen und die nach dem Hofe gerichtete Dachseite sollte tief über die Grundmauer heruntergebaut werden, damit nämlich auch im neuen Kuhstall die Schwalben zu ihrem Rechte kämen.

Kaum war der Frost aus der Erde gewichen, da zog ein Trupp Bauarbeiter ins Dorf ein und ging frisch ans Werk. Vom Dache brauchten sie nur wenige Ziegel herunterzunehmen, denn die meisten waren in den vergangenen Jahren hüben auf den Hof oder drüben auf den Weg herabgestürzt und in tausend Stücke gesprungen. Sorgfältig trugen sie das Balkenwerk und den Dachstuhl ab, denn alles Holz, das noch gut war, sollte wieder verwendet werden. Bald standen nur noch die vier Umfassungsmauern da. Doch auch diese verschwanden in kurzer Zeit. Die Ab- und Zufuhr wurde zum größten Teile mit Herberts Lastgeschirren ausgeführt, aber auch die übrigen Dorfgossen boten sich freudig an, an dem oder jenem Tage der Woche Pferde und Wagen unter Führung des Schirrmeisters zur Verfügung zu stellen. Bald war der ganze Platz geräumt, und von Tag zu Tag stieg der stattliche Neubau ein Stück weiter aus den Erdboden heraus in die luftige Höhe.

Unterdessen aber berieten die beiden Brüder mit dem Vater, wie sie wohl die Felder

auf die vorteilhafteste Weise behandeln sollten. Sie hatten mit dem Beginn der Feldarbeit absichtlich gewartet, bis die warme Frühlingssonne die ahnungslosen Disteln und Quecken und all die übrigen hundert Unkräuter zu neuem Leben erweckte, denn anstatt das ganze Schmarotzertum einzuackern und so nur scheinbar unschädlich zu machen, wollten sie es, soweit möglich, mit den Wurzeln vernichten. Dazu war jetzt der rechte Augenblick gekommen. Nach einem warmen Regen, der den Boden ein wenig aufgeweicht hatte, nahm Felix Frauen und Kinder, so viel ihrer aus dem Dorfe kommen wollten, in Dienst, verteilte sie auf die einzelnen Felder und wies sie an, das ganze lästige Unkraut mit Stumpf und Stiel auszurotten. Was sie nicht für ihre Ziegen oder Schweine nach Hause beförderten, das wurde auf dem Felde zusammengeworfen, und in später Nachmittagsstunde fuhr Felix mit seines Bruders Feldwagen hinaus, lud alles Unkraut auf und schaffte es auf die große Dungstätte seines Hofes. Den Bauern, die ihn bei solchen Tun beobachteten, rief er mit gewichtiger Stimme zu: „Da seht ihr meine erste Ernte!“ Diese scheinbar sehr undankbare, in Wirklichkeit aber unerlässliche Arbeit nahm mehrere Wochen in Anspruch. „Gut Ding will Weile haben,“ sagte Vater Junghanns, wenn Felix ob des Unkrautes, das nicht enden wollte, ein hartes Wort über die Lippen brachte. Als Herbert selbst mit zugriff und zwei kräftige Pferde an den Pflug spannte, um den Boden zum ersten Male umzuackern, wollte und wollte die scharfe, blinkende Pflugschar nicht in das Erdreich eindringen. Da sahen die Brüder ihren Vater kommen, der noch ein zweites Paar Pferde geführt brachte, und was die ganze Umgebung noch nie gesehen hatte, das musste hier geschehen: Die Felder wurden vierspännig geackert! Das war ein saurer Anfang, von dem am Abend Mensch und Tier ermattet heimkehrten.

Der Stallbau war so weit fortgeschritten, dass die Zimmerleute den Dachstuhl aufrichteten. Dann ging Felix hinaus in sein Holz, schlug eine schlanke Birke um und befestigte sie hoch oben auf dem Neubau. Die Kränze, die seine Dorfgenossen mit

guten Wünschen herbeibrachten, hängte er an den schräg aufwärts strebenden Balken auf und freute sich dieses Anblicks, der doch schon ein günstiges Zeichen dafür war, dass seine gute Sache vorwärts ging. Herbert aber, ohne vorher viel zu verraten, gestaltete das Bauheben aus Freude darüber, dass alles ohne Unfall von statten gegangen war, zu einer kleinen Festlichkeit aus. Bei Hebebiere und Butterbrot mit haus-schlachtener Wurst taten sich die Bau- und Zimmerleute eine Güte, und künftig sah man nur noch die Dachdecker bei ihrer Arbeit zwischen Himmel und Erde.

Einmal freilich in den heißen Augusttagen mussten sie, da ihnen ihr Leben lieb war, ihre Arbeitsstätte auf hoher Warte verlassen und in den Hof hinuntersteigen. Auf den Feldern ringsum wurden in großer Eile die schweren Garben auf die Erntewagen geladen, um zu retten, was noch zu retten war vor dem gewaltigen Ungewitter, das in schwarzen Wolken unheildrohend heranzog. Gerade über unserem Dorfe stand das Gewitter fest und fand keinen Ausweg. Helle Blitze durchzuckten den finsternen Himmel, und lange noch rollte der Donner. Die Pferde an den Erntewagen wurden unruhig, und drinnen flatterten die Tauben und Schwalben ängstlich umher und fanden sich nur schwer in Schlag und Nest zurück. Auf einem hochgelegenen Felde steckte der erste Blitz, der herniederging, eine Kornpuppe in Brand. Mutig und unerschrocken schritt der Bauersmann hinzu und dämmte das Feuer ein, damit es nicht um sich greifen konnte. Der zweite Blitz kam dem Dorfe näher, er spaltete die höchste der schwarzen Erlen drüben am Bache von oben bis unten und warf sie in zwei Teilen krachend zu Boden, wo sie unter unheimlichem Knistern in Flammen aufging. Der dritte Blitz aber hatte sich im Dorfe selbst ein Ziel aus-ersehen. Steif und starr vor Schreck standen die Bauern samt ihren Ernteleuten auf den Feldern der Anhöhen, als sie einen hell aufzuckenden Blitz im Dorfe niedergehen und unmittelbar danach eine gewaltige Feuer-säule aufsteigen sahen. Aber mit dem Unglück zugleich hatte der Himmel ein götti-ges Geschick verbunden: Der Blitz hatte

sich als Opfer die baufällige Scheune ausgewählt, die erst im kommenden Frühjahr mühsam abgetragen und neu aufgebaut werden sollte. Vom Kirchturm erschollen mit dumpfem Ton die Sturmglocken. Rasch eilten die Bauern und Häuserleute zum Spritzenhause, zwei von ihnen mit ihren Pferden, und fort ging's in sausender Fahrt hin zur Brandstätte. Mochte die Scheune ruhig zu Schutt und Asche zusammenfallen, dort machte niemand den gierigen Flammen ihren Raub streitig, wenn nur die übrigen Gebäude gerettet wurden. Ihnen also, und ganz besonders wieder dem vor kurzem vollendeten, nur noch nicht völlig eingedeckten Kuhstall galten die Anstrengungen der nimmermüden Dorfgenossen. Schade nur, gar viele aufgeregte Tauben und Schwalben, die nicht in ihren Nestern verbrannten, flogen geradewegs in die Flammen hinein und sanken brennend auf den großen Trümmerhaufen nieder.

Nun begann die Bauarbeit von neuem. Woher aber das Geld nehmen? Da trat die Brandkasse ein und zahlte zum Glück eine so beträchtliche Summe, dass davon eine neue Scheune errichtet werden konnte. Sollte Felix dem Schicksal grollen? Er tat es nicht! Im Herbst desselben Jahres noch machte sein Hof schon einen recht stattlichen Eindruck. Überall herrschte die größte Sauberkeit. Zwei Gebäude waren in kurzer Zeit neu erstanden, und schon träumte der arbeitsfreudige Besitzer von den Zeiten, die ihm Stall und Scheune füllen sollten. Als die Getreide- und Kartoffelernte vorüber war, sollte Felix in sein neues Gut einziehen, um für den Winter bereits ein eigenes Heim zu haben. An Möbelstücken für das Wohnhaus und Gerätschaften für die Küche konnte freilich nur das Allernotwendigste aus des Bruders Gute herbeigeschafft oder neu gekauft werden. Von den Zinsen, die der Mutter zukamen, richtete sie das Milchgewölbe ein. Frieda, die noch immer ihrem Versprechen treu blieb, fragte nicht danach, woher sie Bezahlung erhalten könnte, sondern sie suchte in ihrem Stalle vier wohlgenährte Milchkühe und zwei Stück Jungvieh, darunter einen kräftigen Bullen, aus und trat diese für den neuen, aber noch leeren Kuhstall

ihres Schwagers ab. Auch ihre zuverlässigste Magd schickte sie hinunter ins andere Gut, wo nun wenigstens mit der Milchwirtschaft ein Anfang gemacht wurde. Futter freilich für das Vieh, sowie Brot, Fleisch und Kartoffeln für Felix und seine Magd mussten noch von Herbert dazu geliefert werden, denn seine eigene Wirtschaft erzeugte nur Milch, Butter, Käse und Quark, wovon ein Teil bereits in der Stadt zu Geld gemacht wurde. So ging auch dieser Winter vorüber, und der kommende Frühling brachte die schwerste Arbeit mit sich, die weitere Pflege der Felder. Zwei Pferde aus des Bruders Stalle wurden umquartiert, und ein treuer Knecht, der aus demselben Dorfe stammte und Karl Starke hieß, siedelte zu Felix über. Noch einmal wurde ein Teil der Felder gründlich gesäubert, gedüngt, geackert und schließlich mit dem Samen von Herberts Saatgetreide gesät. Noch ein Stück Kartoffel- und Rübenfeld, und die Wiese zwischen Bach und Dorfstraße, damit mussten sie für dieses Jahr zufrieden sein.

Mit Ackergeräten, Wagen und Düngemitteln musste noch immer der Bruder erhalten, und deshalb konnten auch unmöglich alle Felder mit gleicher Sorgfalt behandelt werden. Die Saaten waren kaum aufgegangen, da gingen die beiden Brüder, und oft genug der Vater noch dazu, von Feld zu Feld, um zu sehen, ob wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg vorhanden wäre.

Die Saat ging auf, langsamer und spärlicher als auf den benachbarten Feldern, hier und da gab es noch immer Disteln herauszuziehen, aber schon der nahende Sommer verhieß die ersten Früchte des aufgewandten Fleißes. Etwas Heu und Grumt für die Pferde und Kühe, einige Wagen voll Getreide, ein paar Fuder Kartoffeln und Rüben, das waren die ersten, dem Boden mühsam abgerungenen Ergebnisse. Wenig genug für ein Gut, das fünf Pferde im Stalle und dreißig Stück Rindvieh erhalten sollte, aber wiederum genug, um dem Besitzer Mut zu machen, auf dem einmal betretenem Wege weiterzuschreiten und vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten, aber auch bei etwaigen Misserfolgen nicht zu verzweifeln.

Groß war die Freude, als Felix in Herbste noch vom eigenen Getreide im eigenen Backofen, der ans Wohnhaus angebaut war, das erste Brot backen konnte. Und als am Abend die Eltern und das junge Paar bei ihm einkehrten und sich an eben diesem Brot, an Butter und Käse aus der neuen Wirtschaft labten, da gab es viel zu erzählen von den bisherigen Mühen und Erfolgen. Auch das Kleinste, was geschehen war, gewann bei ihnen an Bedeutung, weil eben nur Schritt für Schritt das große Ziel erreicht werden konnte. Felix und alle seine Lieben hatten eindringlich erfahren, was die Worte bedeuteten, die in der dicken Bibel standen: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen! Nur Geduld, mahnte Vater Hermann, es wird noch alles gut werden.

Noch in demselben Herbste wurde der Viehbestand um zwei Schweine bereichert,

da doch im Haushalte „kleine“ Kartoffeln vorhanden waren. Im Garten aber, zwischen Wohnhaus und Straße, grub Mutter Olga oft stundenlang und war bemüht, auch dort Erfolg zu erzielen wie daheim. Bei unermüdlicher Arbeit und treuer Unterstützung vergingen noch vier Jahre so, dass die Einnahmen Mark für Mark nach reiflicher Überlegung immer für das ausgegeben wurden, was gerade am notwendigsten erschien. Ein Stück Vieh nach dem andern, ein drittes, viertes und fünftes Pferd, ein Wagen, ein Geschirre, ein Pflug und Samen für die nächstjährige Aussaat. Jeder Ankauf machte den jungen Besitzer glücklicher und hoffnungsfroher und ließ ihn dankerfüllten Herzens fühlen, wieviel Segen auf seiner Arbeit ruhte, auf die er jetzt mit innerer Zufriedenheit zurückblicken konnte.

5. Auch Felix feiert Hochzeit

Dies aber wusste Felix genau, er hatte bei weitem noch nicht die Höhe erklommen, wo er hätte ausrufen können: ich hab's erreicht! Bei näherem Hinsehen erschien solche Tatsache auch ganz selbstverständlich, denn die in der Bauernwirtschaft so überaus wichtige Weibwirtschaft ließ noch viel zu wünschen übrig. Mägde und Wirtschaftserinnen, so gut sie auch sein mögen, fragen sich, für wen sie eigentlich schaffen, und arbeiten dann gern einmal für sich, ohne dass es der junge Herr zu merken braucht. Dieses Übel konnte nur durch eine tüchtige Frau beseitigt werden.

So stand also unser junger Bauersmann, als er sich aus dem Größten herausgearbeitet hatte, auf Freierrfüßen. Wohl hatte er schon in den vergangenen Jahren trotz seiner Alltagsorgen den Sinn für die hübschen Mädchen seines Landes nicht verloren, bis an die Grenzen des Bauernlandes wusste er Bescheid, und auf den großen Bauernbällen, an denen nach untenhin höchstens

noch die „Vierspännigen“ teilnehmen durften, war er als stattlicher und flotter Tänzer sehr beliebt. Aber es sollte kein Verhältnis, das einmal angeknüpft wurde, zur „Perfektion“ kommen. Immer hatte die Sache einen Haken. Der lag zunächst einmal im Geldsack! Wie es in einem alten Zaubersprüche heißt: Glied zu Gliede! Bein zu Beine! so lautete eine herkömmliche Heiratsformel bei den Altenburger Bauern: Geld zu Gelde! Ja, das, was der Altenburger überhaupt erst Geld nannte, das hatte Felix nicht. Ihm allerdings bedeutete die kleine Summe, die er sich bisher erarbeitet hatte, mehr als ein ererbter Geldbeutel, wenn er auch voll gewesen wäre. Aber so wie er fühlten nicht alle, und so schieden für ihn die Mädchen aus, deren Eltern auf dem alten Herkommen bestanden und mit den Achseln zuckend sagten: Ar hot kee Gald!

Die Wally aus dem Nachbardorfe nach der sächsischen Grenze zu hat sich selbst und ihm um der Liebe willen schwere Stunden

bereitet. Sie war so schön und stattlich gebaut wie er, in zwei starken Zöpfen hatte sie ihr leuchtend schwarzes Haar um den Kopf gelegt und fühlte sich glücklich, wenn er sie in seinen kräftigen Armen hielt droben auf dem Saal bei frohem Tanz oder draußen in dunkler Nacht auf den langen Heimweg, der die beiden Liebenden sogar einmal auf Umwegen an seinem Gute vorüber führte. Unter einer der mächtigen Pappeln am Tor standen sie beide, und sie zitterte in seinen Armen vor Lieb und vor Leid und flüsterte ihm zu: „Wie gern möchte ich in dein Gut einziehen, du Starker, du Guter, heute noch oder morgen!“ Dann traten sie beide leise Hand in Hand in den Blumengarten ein, über den die dunkle Nacht gar geheimnisvoll einen feingesponnenen Schleier ausbreitete, dem die Blumen, deren Farbenpracht den Auge des nächtlichen Wanderers verborgen blieb, bezaubernden Duft verlieh. Felix wusste, auch wenn die strahlende Sonne ganz anderen Ländern und Menschenkindern ihr freundliches Licht spendete, wo in seinem Garten die schönsten Rosen blühten, die noch immer der Stolz seiner Mutter waren. Dorthin führte er seine Geliebte, deren Haar so schwarz war wie die Nacht, die sie beide umgab. Und all die stark duftenden roten Rosen brach er ihr zu Liebe von den hochstämmigen Stöcken ab und trug sie mit ihr hinein in die anheimelnde Laube, wo schon der verlockende Duft der Jasminblüten auf die beiden wartete, die heute einmal in ihrem Unglück glücklich sein wollten. Selig ruhte das Mädchen in seinen Armen, all seine glühenden Küsse gab sie ihm liebevoll zurück und fragte nicht danach, ob es zu viele werden könnten, genau wie Felix getan hatte, als er draußen die Rosen brach, ohne sie zu zählen. Aber mit der Liebe Hand in Hand ging die Sorge, ging der Kummer, und darum allein machte sie sich aus seinen Armen frei, ballte die Rechte zur Faust, straffte den ganzen Körper und fügte vor Zorn errötend hinzu: „Aber ich darf ja das alles nicht, darf nicht mein Herz zu dir reden lassen, denn—ich—hab—doch—Geld—und—du—hast—keins!“ Auf Wiesen- und Feldwegen führte er die Geliebte ihrem Heimatdorfe zu, und am verschlossenen Hoftor ihres väterlichen Gutes, über dem

jetzt der nächtliche Himmel Millionen von Sternen funkeln ließ, haben beide ihr Glück zu Ende geküsst und sind dann ihre eigenen Wege gegangen. Sie konnten zueinander nicht kommen. —

Ein andermal, gerade als seine leere Scheune ein Raub der Flammen geworden war, lernte er in der Hauptstadt seines Landes eine Bauerntochter kennen, die weibliche Kraft und Schönheit in sich vereinte und so blond war wie er selbst. Beide fühlten sich zueinander hingezogen und leiteten aus dieser gegenseitigen Hinneigung die Notwendigkeit ab, ihre Wege so zu legen, dass sie sich hier und da kreuzten, und wo dies immer geschah, konnten sie lustig miteinander plaudern und scherzen oder wohl auch einmal von den Sorgen des Alltags sprechen, die, wie sich bald herausstellte, bei ihr viel geringer waren als bei ihm. Sie war die einzige Erbin eines musterhaften Bauerngutes, das als der Ulmenhof seit vier Jahrhunderten immer wieder vom Vater auf den Sohn übergegangen war. Dem jetzigen Besitzer war kein Sohn und Nachkomme geboren worden, und deshalb war des blonden Mädchens einzige Sorge die, einen Mann zu finden, den sie recht von Herzen lieb haben konnte, der aber auch die Kraft in sich fühlte, den Ulmenhof in seinem guten Rufe fortbestehen zu lassen. Freudestrahlend hatte sie schon ihren Eltern von der neuen Bekanntschaft berichtet. Ihre Liebe und Achtung war eine gegenseitige, daran zweifelte niemand, vom Geld, dem bösen Geld sprach sie kein Wort, das sollte also nicht ausschlaggebend sein. Warum aber musste auch dieses vielversprechende Verhältnis wieder gelöst werden? Nun, als die beiden Liebenden wieder einmal beisammen waren, da küsste das blonde Mädchen den blonden Schatz herzhaft auf den Mund und sagte mit verlockender Stimme zu ihm: „Weißt du, ich will dir gut raten: Reiß dich doch mit kräftigem Ruck aus deinem sorgenvollen Dasein heraus! Du kannst es, wenn du es mir zu Liebe tun willst, denn dass du stark bist, das weiß ich, und deshalb will ich dich ganz für mich allein haben. Verkaufe dein Anwesen, auf dem du Dornen erntest statt goldenen Getreides, ver-

schenke es meinetwegen und komme zu mir auf den Ulmenhof, da wollen wir beide miteinander schaffen, saure Wochen miteinander teilen und frohe Feste miteinander feiern! Komm aber bald, du Guter, ich mag keinen andern haben als dich allein!“ Diese gutgemeinten Worte erregten in ihm laute Zweifel, über die er kaum noch Herr zu werden glaubte. Wenn er nur daran dachte, dass er das reine Herz des glücklichen Mädchens schon an seinem Herzen hatte schlagen hören!! wenn er die Felder des Ulmenhofes mit den seinen verglich! Die Gebäude, die Pferde, die Wagen. Hier bei ihm war alles noch ein langsames Entstehen, ein mühsames Aufwärtsstreben den steilen Berg hinan, dort aber trotz aller Arbeit ein gemächliches Ruhen auf goldener Höhe! Vater, Mutter und Bruder, selbst Schwester Nelly, die ihn mit ihren blonden Zöpfen wieder an die Geliebte erinnerte, die alle wussten von den inneren Zerwürfnissen, unter denen der junge Bauersmann zu leiden hatte. Wozu sollten sie ihm raten? Vater Junghanns fasste das Ergebnis der abendlichen Gespräche und Erwägungen in die kurzen Worte zusammen: „Tue nur das, was du ganz allein für das Richtige hältst!“ Wochenlang kam der Schwergeprüfte aus seinem Dorfe nicht hinaus, und je mehr er sich auf seine Arbeit beschränkte, umso stärker fühlte er, wie innig er bereits mit seiner eigenen Scholle verwachsen war, nicht obgleich sie ihm bisher nur Mühe und Arbeit im Schweiß seines Angesichts auferlegt hatte, sondern vielmehr weil es eben so war! Kann dann eine Mutter ihr Kind im Stiche lassen, wenn es ihrer Hilfe am notwendigsten bedarf? Nie und nimmer! Aber war ihm denn auf seinem Gute der Erfolg schon heute ganz gewiss? Wenn er nun unterginge? Da dachte er an eine Erzählung, die er einstmals gehört hatte: Selbst auf dem unrettbar zugrunde gehenden Schiffe bleibt der Kapitän auf seinem Posten bis zum letzten Atemzuge. Mit einem Schiffe verglich er alles, was sein war. In Ungewitter, Sturm und Not wollte er es beschützen und betreuen, bis einst in ihm das letzte Fünkchen Tatkraft erlosch. Auf sein erstes Eigentum, die Bibel, die einen Ehrenplatz einnahm, legte er die Rechte in dem fel-

senfesten Vertrauen: In allen Stürmen, in aller Not wird er dich beschirmen, der treue Gott! Jetzt wusste er, dass es für ihn gar keinen anderen Weg ins Land der Zukunft mehr geben konnte als den allein, der über seinen Hof und seine Felder führte. In diesem Bewusstsein verzichtete er auf ein leichtes Glück, das ihm verlockend zugelächelt hatte.

Aller guten Dinge sind drei! Das sollte Felix erfahren, als die zweite Wunde verheilt war. Das Mädchen, das einmal seine Braut und seine Frau werden sollte, war in einem lieblichen Bauertale drunten an der Wiera aufgewachsen, wo der Bach, der die ganze freundliche und fruchtbare Gegend durcheilte, so breit geworden war, dass er beinahe den Namen „Fluss“ verdiente! Was wusste die Wiera alles zu plätschern und zu plaudern von dem, was sie auf ihrer Wiese zu sehen und zu hören bekam: von den reichen, im Sommer wie ein wogendes Meer, goldenen Getreidefeldern, die sich bis zum Bache hin ausstreckten, von den fetten, saftigen Wiesen, auf denen im Herbste die schwarz-weißen Kühe weiden, die aus dem Oldenburger Lande stammen, von den schwarzen Erlen, die den Bach auf beiden Ufern umsäumen und auf deren hohen Zweigen sich die schwerfälligen Krähen und die scheuen Elstern im eisigen Winter noch einmal niederlassen, ehe sie sich auf die Dorfstraße oder gar auf den Hof des verschneiten Bauerndorfes hinüberwagen, um in der Nähe menschlicher Behausungen Ersatz zu suchen für die Nahrung, die ihnen Mutter Natur auf kürzere oder längere Zeit versagt. Schon oft war Felix bei Familienfesten mit dem Mädchen aus dem Wieratale zusammen gewesen, denn sie gehörte der weitläufigen Verwandtschaft an. Und mehr als zehnmal hatte er es bisher zu hören bekommen: „Greif zu, Felix, sie will dich haben und du kannst keine Tüchtigere und Bessere finden, als sie ist!“ Wie er heute als Brautführer an ihrer Seite ging und dann an der festlichen Tafel neben ihr saß, da fand er Wohlgefallen an Helenes Gestalt, die er wohl etwas überragte, an ihrem dichten, dunkelblondem Haar, wie er es eigentlich schon allezeit am meisten geliebt hatte, an

ihren dunklen Augen und ihrer ein wenig abgemessenen Sprache, die tief in sein Herz eindrang. Wenn er mit ihr von seinem Gute sprach, so ging sie liebevoll auf seine Pläne und Sorgen ein, dass er aus ihrem Verhalten wohl herausföhlte, sie verstünde ihn voll und ganz und wüsste keine dankbarere Aufgabe, als an seiner Seite dem hohen Ziele zuzustreben. Woher wohl dieses Verständnis? Bei allem, was sie sagte, dachte sie daran, wie ihr einst ihr Großvater an langen Winterabenden daheim erzählt habe, unter welchen Schwierigkeiten er selbst auf dem Gute, das jetzt Helenes Eltern bewirtschafteten, zu kämpfen gehabt. Auch die Unterhaltung mit Helenes Eltern überzeugte ihn davon, dass er sich ihrer Wertschätzung erfreuen durfte. Und als zur Mitternacht kurz vor dem heimlichen Verschwinden des jungen Paares der Brautschleier ausgetanzt wurde, da erhielt sie von der Braut, die mit verbundenen Augen im Kreise suchte, dieses von so vielen Mädchen ersehnte duftige Schmuckstück in das Haar gesteckt, dass er weiß und weich um sie schwebte. Dann wurden ihr selbst die Augen verbunden, und aus dem Kreise der Brautföhrer fand sie den heraus, mit dem sie einst zum Altar schreiten sollte. So standen sie mitten unter den Gästen, Felix und Helene, und ein jeder hatte seine Freude an den strahlenden Gesichtern unserer jungen Leute, die alsdann unter den geräuschvollen Klängen der Tanzmusik den nächsten Walzer anführen mussten, immer besorgt, dass ja der Schleier nicht zerreiße. Nach ein paar Wochen schon sollten die Gäste erfahren: Was dort ein harmloser Scherz war, ist jetzt ernst geworden. Felix und Helene grüßten als Verlobte. Hier stand kein Hindernis in Wege. Mochte sich Gerda, die jünger als ihre Schwester und noch daheim war, einen Mann für das väterliche Gut suchen. Helene war bereit, ihrem Felix nach Köthel zu folgen und dort bei schwerer Arbeit Freud und Leid mit ihm zu teilen. Es war und ist im Altenburger Land nicht Sitte, allzulange „Bräutchensleute“ zu bleiben.

Noch vor dem kommenden Winter, sogleich nach der Kartoffelernte, sollte die Hochzeit stattfinden. Drum gab es für Vater und Mut-

ter Ulbricht tagaus, tagein vollauf zu tun, denn für die Aussteuer der Tochter und für zweihundert Gäste oder mehr wollte gründlich vorgesorgt sein. Für das Fest selbst hatte Felix eine Bitte auf dem Herzen, über deren Erfüllung er vor Freude strahlte. Von jeher hatte er bedauert, dass seine Landstracht im Aussterben begriffen sei. Von Helene wusste er, dass sie eine wertvolle, vollständige Marchentracht⁵ für Festzeiten besaß und dass in ihrer Familie aus Urgroßmutterns Tagen her ein kostbarer Kopfschmuck ein sogenanntes Hormt aufbewahrt wurde,

„welches ein rund formiertes silbern und vergoldetes Blech ist, so zwei Hände hoch, inwendig mit roten Sammet belegt und auswendig mit vergöldeten Flittern, so größer als ein Groschen, wie Blätter formiret, um und um also gezieret, dass sie im Gehen sich bewegen und klingen.“

Da Helene bereit war, in dieser Tracht zum Altar zu schreiten, suchte Felix einen alten Bauernschneider auf, wie es im ganzen Lande nur noch wenige gab, denn auch diese starben mit der Tracht selbst aus. Hocherfreut nahm er den Wunsch des jungen Bauern entgegen, sich einen Malcheranzug für die bevorstehende Hochzeit bei ihm anfertigen zu lassen. Noch ehe er Maß nahm, brachte er eine Reihe Trachtenbilder herbei, die ihm die Modezeitung ein für allemal ersetzten. Umständlich setzte er die alte Brille auf seine Nase, aber so, dass er über die Gläser hinwegsehen konnte, und las aus einen uralten, vergilbten Schriftstück vor:

„Wie zieret das Manns-Volck den Ober-Leib? Bei Fest- oder Ehrentagen pflegen sie einen von gutem rothen Tuche mit vielen Falten gezierten Rock zu tragen, so etwas weit, bey denen Händen aber spitzige

⁵ Die Trachten, welche (selten) noch Anfang des 20. Jahrhunderts im Altenburger Land getragen wurden, werden oft auch als Malcher- und Marchetrachten bezeichnet. Dies leitet sich von damals häufigen Namen unter den Altenburger Bauern und Bäuerinnen ab, nämlich Melchior (Malcher) und Marie (Marche, Marje).

**Ermel hat, unter denen Ermeln aber zuge-
schäfttet ist und nur bis auf die Knie langet
und eine rothe Jacke genennet wird.“ Dann
befeuchtete er den Daumen der rechten
Hand, blätterte weiter und las: „Wie ist der
Unterleib bekleidet? Die Beinkleider oder
Hosen seyn ziemlich weit und unter dem
Knie zugebunden, aus schwarzen Leder.“**

Nachdem er die Maße aufgeschrieben hatte,
pries er noch mit hohen Worten den Ent-
schluss des jungen Mannes, der hoffentlich
vielen anderen zum guten Beispiel dienen
würde. Und obgleich er wusste, dass die
Braut fürs Fest schon ausgerüstet sei, legte
er seinem jüngsten Kunden auch Trachten-
bilder der „Weibs-Personen“ vor und las mit
großer Gewichtigkeit:

**„Bay Ehren-Tagen trägt das Weibs-Volck
eine rothe Jacken mit Falten, eben wie die
Manns-Person, insgemein aber ein schwar-
zes Tuch-Wams, oder ein sogenanntes
ledernes Mieder. Vor der Brust pflegen sie
gemeinlich einen Latz von Sammet oder
seidenem Zeuge zu haben. Um die Lenden
tragen sie einen schwarzen, ledernen Gür-
tel, so fast einer Spanne breit. Wie ist der
Unter-Leib bekleidet? Der größte Putz des
Weibs-Volckes bestehet in einem Pelze, so
viel Falten hat, oder in einem gefalteten
Küttel, so nur bis an die Knie langet.“**

Die knapp anliegenden Stiefel aus ge-
schmeidigem Leder mit bunter Sammetborte

am oberen Rand kämen hier nicht in
Betracht, da die Braut zierliche, schwarze
Schuhe und lange weiße Strümpfe tragen
müsse, auch fielen solche nicht in sein
Metier. Doch auch an dem, was er vorgele-
sen, hatte sich in den letzten Jahrzehnten
gar manches geändert.

Mit Riesenschritten eilten die Tage dahin.
Das Hochzeitsfest verlief glänzend bei allen
nur denkbaren Sorten Kuchen, bei Braten
und Wein. Das junge Paar fand in der kleid-
samen Tracht den Beifall aller Gäste, die
zum Teile ebenfalls im Schmucke ihrer Vor-
fahren erschienen. Eine ganz besondere
Freude aber weckte bei allen Festteilneh-
mern Hildebrad, der alte Herr Kantor, bei
dem einst Helene acht Jahre lang Tag für
Tag am Born der Weisheit gesessen hatte.
Er wusste gar wohl, dass das junge Paar
von gleicher Heimatliebe durchglüht war wie
er selbst und deshalb flocht er in die lange
Reihe der Festgesänge ein Lied ein, das im
Laufe der vergangenen Jahre in allen Dör-
fern des Wieratales zum Volkslied gewor-
den, ein Heimatlied, das seine Entstehung
nach Wort und Sangesweise einer glück-
lichen Stunde des durch seine melodie-
reichen und schwungvollen Kompositionen
weit bekannten Kantors Hötzel aus dem
Schwaben-Dorfe verdankt. Dieses Lied also
wurde jetzt angestimmt, und jung und alt
sang es mit vom Anfang bis zum Ende:

1. Ich weiß am grünem Bachesrand ein Tal so wunderschön,
Ein Tal, das mir so wohlbekannt, umsäumt von sanften Höhn,
Der Heimat freundlich stiller Ort, den grüß ich immer fort und fort
Mein liebes, trautes Wieratal, sei mir begrüßt viel tausendmal!
2. Schau ich der Felder Segen an, der Gärten Blumenpracht,
Seh ich, was Kopf und Hand getan, was Fleiß und Müh geschafft,
dann jubelt laut das Heimatglück, und von den Höhen tönt's zurück:
Mein liebes trautes Wieratal, sei mir begrüßt viel tausendmal!

- 3. Und wenn die Herde heimwärts zieht, das Abendglöcklein tönt,
Das Dorf im Sonnengolde glüht, das Tal und Höh verschönt,
Dann schlägt das Herz mir in der Brust so laut voll Wonne und voll Lust:
Mein liebes, trautes Wieratal, sei mir begrüßt viel tausendmal!**
- 4. Hier schlägt in alter guter Treu der biedren Männer Herz,
und hier drückt man sich stets aufs neu die Händ in Freud und Schmerz,
Mein liebes, trautes Wieratal, sei mir begrüßt viel tausendmal!
Mein liebes, trautes Wieratal, sei mir begrüßt viel tausendmal!**

In den folgenden Tagen wurde Wagen für Wagen die wertvolle Ausstattung durch eine stattliche Reihe von Bauerndörfern gefahren, bis sie endlich auf des jungen Ehemannes Hof gebracht und in das mit Girlanden geschmückte Wohnhaus gebracht wurde. Den Beschluss des Brautschatzes bildeten sechs Melkkühe und zwei kräftige Bullen und endlich ein nagelneuer Erntewagen mit zwei wohlgenährten, braunen Wallachen bespannt. Die junge Frau selbst zog erst am achten Tage ein und wurde vom ganzen Dorfe mit Jubel empfangen. Nun schritten Felix und Helene gemeinsam vorwärts auf dem Wege der Pflicht und auf den Pfaden der Liebe und des häuslichen Glückes. Mutter Olga stand der jungen Frau mit Rat und Tat zur Seite, aber bald fühlte sich Frau Helene in dem neuen Arbeitskreise durchaus heimisch und brauchte, da sie das fleißige Arbeiten von ihrer Mutter gründlich gelernt hatte, nicht allzu lange auf die ersten Erfolge und Einnahmen zu warten. Nach Hause durfte sie vorläufig nicht fahren, sonst hätte sie das Glück aus der eigenen Wirtschaft wieder mit hinausgenommen, aber als die vorgeschriebenen vier Wochen vergangen waren, und der zunehmende Mond am Himmel stand, trafen ihre Eltern zum ersten Male bei ihr ein und freuten sich der peinlichen Ordnung in Haushalt und Hof, Stall und Küche und des häuslichen Glückes ihrer Kinder. Nun konnten auch Herbert und Frieda und ihre Eltern aus den selbstgefüllten Töpfen und Schüsseln schmausen und brauchten nicht mehr mitzubringen, was sie selbst und andere verzehrten. Als Felix seinen dreißigsten Geburtstag feierte, legte er sich mit seinem jungen Weibe Rechenschaft ab über all die schönen Erfolge, welche die

letzten Jahre gezeitigt hatten. Jetzt konnte er sich Knechte und Mägde halten, soviel für ein fünfspänniges Gut recht waren und durfte nun, obgleich er noch immer tätig sein und bleiben wollte, ein wenig mehr als bisher den Bauern und den Herrn spielen.

Noch ehe Herbert und Frieda einen Stammhalter hatten, wusste Frau Helene ihrem liebevollen Manne ein gar süßes Geheimnis anzuvertrauen, das er glücklich für sich allein behielt, bis es nicht länger zu verbergen blieb. Und ehe noch die nächste große Ernte begann, da schrie in demselben Wohnhause, wo einst die Großmutter das Licht der Welt erblickte, aus der rotbebänderten Wiege, die Mutter Lina vor einigen Wochen heimlicherweise herbeigebracht hatte, mit lauter Stimme ein kleines, zartes Mädchen, das unter allgemeiner Zustimmung die Namen Lina, Olga, Helene erhielt, als die frohe Taufgesellschaft in das recht stattlich dastehende Gut einfuhr.

An demselben Tage aber taufte Felix zugleich seinen Hof. Er hatte ihm schon längst einen Namen geben wollen. Am liebsten nach Bäumen, die in der Nähe standen. Ja, wenn es Ulmen oder Eichen oder Linden gewesen wären! Aber Pappeln gaben mit Hof zusammen keinen guten Klang, davon musste er absehen. Zum Glück fand er einen viel wertvolleren Namen. Er gedachte noch einmal der vielen Wohltaten, die ihm sein Bruder Herbert erwiesen hatte, pries diese in längerer Rede während der Kindtaufstafel und schloss mit den bewegten Worten, er wisse seinem Gefühl des unauslöschlichen Dankes nicht besser Ausdruck zu verleihen, als dadurch,

dass er seinem Gute einen Namen gäbe, der selbst den vorübergehenden klar machen sollte, was Bruderliebe vermag, und so prangten seit jenem Tage an dem alten

Fachwerkgiebel in schön verzierten Buchstaben die Worte: „Der Bruderhof.“

6. Kriegsschicksale

Nach ein paar Jahren ungetrübten Glückes und stetigen Fortschrittes brach der Weltkrieg aus. (1914) – Am dritten Tage schon musste Herbert einrücken. Mit großem Vertrauen legte er alle seine Pflichten und Rechte in die Hände seines Vaters zurück. Als er aber noch einmal um sein Gut und über seine Felder schritt, wo er bei der Einfahrt der letzten Fuder Getreide nicht mehr helfen durfte, da ward ihm doch bange ums Herz. Wann wirst du wieder auf eigener Scholle pflügen, säen und ernten? Am schwersten aber ward ihm der Abschied von den Seinen, denn nun sah seine bisher so lebenslustige Frau Frieda mit Sorgen im Herzen der Stunde entgegen, die wir so gern die frohe Stunde nennen. An Schwester Nelly und ihren Mann schrieb er einen rührenden Brief, der die starken Worte enthielt: Und wenn ich im Felde für mein Vaterland, für mein Heimatdorf, für meine eigene Scholle streite und falle, dann verlasst meine arme, arme Frieda nicht.

Das Ziel seiner Kriegsfahrt war die Westfront. Es war ihm beschieden, an dem gewaltigen Vormarsch teilzunehmen, der uns alle siegesgewiss machte, obgleich sich ein Volk nach dem anderen auf die Seite unserer Feinde stellte. Bald aber setzte an der Marne nach blutigster Schlacht der Rückmarsch ein, den der Herr Hauptmann damals eine Truppenverschiebung nannte. Das erste Opfer, das die Verwandtschaft brachte, war Rudi aus der großen Mühle. In sausendem Galopp war er auf einem der schweren Mählpferde auf eine Viertelstunde nach Köthel gekommen, um Abschied zu nehmen. Mit den hoffnungslosen Worten:

„Wir sehen uns nicht wieder“ ritt er davon. Und bei den ersten Grenzgefechten in den Vogesen endete sein schönheitstrunkenes Jugendleben durch einen Kopfschuss, der ihn laut- und schmerzlos von der Erde hinwegnahm.

Vater Junghanns nahm seine Aufgabe ernst, er musste oftmals die Zähne zusammenbeißen, so sehr schmerzte sein linkes Bein, das immer nicht so fortwollte wie er, aber er hat nicht mit einem einzigen Worte geklagt.

Für Felix kam jetzt eine unvorhergesehene Gelegenheit, seinem Bruder beizustehen, und er hat es immer mit großer Liebe und strengem Pflichtgefühl getan. Die Nachrichten, die von Herbert eintrafen, flößten denen in der Heimat Mut und festes Vertrauen auf die gute Sache ein. So tapfer wie er im Felde hielt sich daheim seine tapfere Frau. Unter der Obhut beider Mütter hat sie ihre schwere Stunde glücklich überstanden, und bald trug die Feldpost die frohe Kunde zu dem tapferen Kämpfer hinaus ins dröhnende Feindesland: „Gestern abend ist unser Stammhalter eingetroffen. Mutter und Sohn sind gesund und wohlauf und grüßen den Vater, der in weiter Ferne weilt.“

An der Taufe seines ersten Sprösslings konnte Vater Herbert natürlich nicht teilnehmen, er musste sich mit einem wortgetreuen Bericht begnügen, den ihm sein Schwes-
termann⁶ ins Feld schickte.

Und der war nun der nächste, der eingezogen wurde. Früher war er nicht Soldat

⁶ Schwager (der Autor Paul Krause)

geworden, und so musste er jetzt erst ausgebildet werden, wie es gar vielen seiner gleichaltrigen Kameraden erging. Seine letzte Schulstunde wird ihm und vielleicht auch seinen zwölfjährigen Mädchen eine schöne, ernste Erinnerung fürs Leben sein. Über ein Jahr lang durfte er noch im Lande bleiben, und wenn er nach vollendeter Ausbildung an gewichtiger Stelle saß und Briefe nach Paris und London abfasste, so musste der Herr Major vertrauensselig seinen adligen Namen unter das Schriftstück des einfachen Soldaten setzen, den er daraufhin nach kurzer Zeit in den Stand eines Kg. Sächs. Grenadiergefreiten erhob. Als solcher stand er einstmals mit einer großen Anzahl Kameraden vor preußischen Ärzten und Offizieren, welche die wunderbare Gabe besaßen, jeden Soldaten sofort für felddienstfähig zu erklären und darum in der Soldatensprache die Gesundbeter hießen. So musste auch unser Gefreiter in die Kaserne zurück und zwei Wochen später rückte er ins Feld. Frau Nelly hielt sich tapfer, wie ihre kleine Schwägerin. Stand ihr Bruder doch schon das zweite Jahr unversehrt vor dem Feinde, warum sollte sie gerade für ihren Mann das Schlimmste befürchten? Hermann und die kleine Marianne waren stolz auf ihren Vater und bekannten mit Freuden: Unser Vater geht ins Feld, er ist kein Drückeberger. Sein Feldzug aber war von sehr kurzer Dauer. In der Champagne lag er hinter Reims im Schützengraben und erhielt viel früher, als er es eigentlich selbst wünschte, einen derben Heimatschuss. Hoch über ihm platzte ein feindliches Schrapnell, und ehe er sich bergen konnte, drang ihm eine Schrapnellkugel tief in den Rücken ein. Nachdem er ein Vierteljahr in einem Lazarett an der Mosel gelegen hatte, kehrte er zu seiner Truppe in die Heimat zurück, ist zwar bis zum Ende des Krieges Soldat geblieben, konnte aber diesmal selbst von den Gesundbetern nicht wieder ins Feld geschickt werden.

Als der Krieg sich von Monat zu Monat hinzog und noch kein Ende vorauszusehen war, da wurde auch Felix als ungedienter Landsturmmann eingezogen. In der Haupt-

stadt seines Landes genoss er die militärische Ausbildung, und nun hatte Vater Jungmanns erst recht keine Zeit mehr, an sein krankes Bein zu denken, da er auch auf dem Bruderhof Tag für Tag mit nach dem Rechten sehen musste, besonders seitdem auch Starke, der treue Knecht, unter den Waffen stand. Felix musste gegen sein weiches Gemüt tapfer ankämpfen, um dieses neue, völlig ungewohnte Leben zu ertragen. Und wenn er auf Übungsmärschen im Gleichschritt aller Kameraden durch sein Heimatdorf und an seinem Bruderhof, an seiner eigenen Scholle vorbeimarschieren musste, ohne aus Reih und Glied treten zu dürfen, da kam ihm der Dienst doch recht hart an, und die Zähne musste er zusammenbeißen im Glauben an die eiserne Notwendigkeit.

Als er ins Feld rückte, war es ihm und allen Lieben daheim ein tröstlicher Gedanke, dass Starke, sein treuer Knecht, neben ihm marschierte. Natürlich war das Verhältnis nicht mehr das vom Herrn zum Knechte, sondern das viel schönere zweier Kameraden, die sich verschworen hatten, einander auch in der größten Gefahr nicht zu verlassen. Wochen-, ja monatelang lagen die beiden unmittelbar vor dem Feinde und teilten die wenigen Freuden, die das Leben in Felde brachte, und die schweren Leiden getreulich miteinander. Wenn die Feldpost vom Bruderhofe her ein Paket mit Fleisch, Butter und Käse brachte, so musste Kamerad Starke wacker mit zulangen von dem, was Frau Helene daheim für ihre tapferen Helden im Felde mit rührenden Worten hinaus sandte.

Die Bibel von 1714 lag im Bruderhofe noch immer auf ihrem Ehrenplatze. Wenn Kamerad Starke von seiner armen Mutter ein Päckchen Tabak erhielt, so musste sich auch Felix eine Pfeife davon stopfen. Schon manchen Kameraden, der mit ihnen ausgerückt war, deckte die Erde im Feindeslande zu, und so oft schon war Ersatz aus der Heimat ins Feld nachgerückt. Da wurden einmal ein Unteroffizier und sechs Mann zu einer nächtlichen Patrouille befohlen. Von diesem schweren Gang kam Felix nicht zurück. Wort für Wort ließ sich Kamerad

Starke die Richtung beschreiben, und dann kroch er ohne langes Besinnen aus dem Schützengraben in die dunkle Nacht hinaus, um seinen Kameraden zu suchen. Das gegenseitige Versprechen machte ihm diese Handlung zur Pflicht. Er kannte das Gelände genau, kroch vorsichtig auf allen Vieren weiter, sein Gewehr in der Linken haltend. In den Granatlöchern ruhte er einen Augenblick und lauschte scharf in die Nacht hinaus. Wenige Meter vor dem vordersten feindlichen Schützengraben vernahm er ein leises Wimmern und erkannte die Umrisse seines Kameraden, der sich vergeblich bemühte, nach rückwärts zu kriechen. Er fühlte sich vom Feinde unbemerkt und schlich sich vollends an den Schwerverwundeten heran, der aus zwei Wunden blutete. Ein Gewehrschuss hatte ihm die linke Hand zerschmettert, ein zweiter war in den rechten Unterschenkel eingedrungen. Mit aller Kraft umfasste er den blutenden Freund und schleppte ihn, so schnell dies möglich war, zurück. Schon glaubte er, vom Feinde unbemerkt zu bleiben und sein Rettungswerk ungestört vollenden zu können, da piffen die Gewehrkerne um ihn, und eine drang ihm tief in den Rücken ein. Zum Tode erschöpft sanken beide zu Boden und wurden vom Feinde nicht mehr beachtet, sondern in der Morgendämmerung von den eigenen Leuten mühsam in den Schützengraben zurückgebracht. Was weiter geschah, weiß jeder, der am Feldzuge teilgenommen hat. Nach einer Woche lagen sie beide in einem Lazarett am Rhein in schönen sauberen Betten nebeneinander, und ein jeder hatte seine stille Freude an dem Eisernen Kreuz, das ihnen vom Truppenteil aus nachgesandt worden war. „Du hast mir im Unglück beigestanden, hast mir wohl gar mein Leben gerettet, so sollst du wenigstens, wenn uns ein gütiges Geschick in die Heimat zurückführt, nie in Not geraten, solange es mir gut geht.“

Sowie die Ärzte ihre Einwilligung gaben, reiste Frau Helene aus dem Altenburger Lande hinüber an den Rhein und weilte lange am Bett ihres schwerverwundeten Mannes. Starkes Mutter konnte wohl nicht mit reisen, sie war zu arm dazu. Das Geld, das böse Geld! Musste es denn wirklich immer böse sein, oder konnte es auch einmal Segen stiften? Das Geld, das liebe Geld! „Kommt nur, Mutter Starke, Ihr fahrt mit mir, es wird wohl für zwei Fahrkarten ausreichen!“ So traf eine kurze Spanne Zeit nach Frau Helene auch Mutter Starke in dem großen Saal ein, wo die Verwundeten lagen, und diese freudige Überraschung löste nicht nur bei den Beteiligten, sondern auch bei den Kameraden, die in der Nähe lagen, ein paar Tränen der Rührung aus. Felix konnte, da besonders der Beinschuss schnell und gut heilte, eher als sein treuer Kamerad in ein Lazarett der Heimat, nach Altenburg selbst befördert werden, aber zwei Monate später lag neben ihm wieder sein treuer Kriegskamerad, auf den er schon sehnsüchtig gewartet hatte. Nun fiel es auch den übrigen Verwandten nicht schwer, ihre Lieben aufzusuchen.

Als Felix an zwei Stöcken laufen konnte, hörte er eines sonnigen Vormittage im Garten des Lazarettes einen Vortrag über Kriegerheimstätten, und mit Begeisterung erzählte er seinem Kameraden, der noch immer nicht aufstehen konnte, von dem herrlichen Plane, den heimkehrenden Kriegern, die draußen für ihr Vaterland gekämpft hatten, ein paar Quadratmeter der Heimat-erde abzutreten, damit sie sich dort, von Staat oder Gemeinde unterstützt, ein eigenes Heim gründen könnten. Die Worte, mit denen der Kamerad seinen Vortrag geschlossen hatte, ließ er sich von diesem in sein Kriegstagebuch einschreiben. Es waren Verse aus der Feder eines deutschen Dichters, den wir gewöhnlich nur von der humoristischen Seite her kennen, die Verse von Wilhelm Raabe:

„Ihr Meister vom Bau, ihr Gesellen gut,
 Die die Fugen ihr kittet mit Herzensblut,
 Lasst nimmer euch irren und haltet euch recht,
 Es ist keine Stunde zum Bau zu schlecht!
 Lasst nimmer euch täuschen durch falsches Wort,
 Lasst schaufeln und hämmern, lasst mauern uns fort!
 Ans Werk, ans Werk durch Tag und Nacht,
 Bis das Vaterhaus unter Dach gebracht.
 Ans Werk, ans Werk!

Es harret das Weib, es harret das Kind,
 Ohne Heimat die Frauen und Kinder sind!
 O denket der Kraft, die vergebens verglüht,
 O denket des Geist's, der vergebens versprüht,
 Weil der Heimatherd fehlt dem Vaterland,
 O schaffet mit Herz, mit Hirn und Hand!
 Es wohnt sich so gut unterm eigenen Dach,
 O lasst euch nicht irren, o lasset nicht nach –
 Ans Werk, ans Werk!“

Wie schön malte er sich diesen prächtigen Gedanken im Geiste aus! Wie in seligem Traume versetzte ihn seine Phantasie ins Heimatdorf und ließ ihn dort die schönste Stelle aussuchen, wo einst Starkes Kriegerheimstätte errichtet werden sollte. Und als des Kameraden Schatz, ein blasses, aber gesundes Mädchen, zum ersten Mal im Lazarett an der Seite ihres Geliebten saß und viel von daheim erzählte, da flüsterte ihr Felix glücklich ins Ohr: „Du, ihr werdet noch mal im eigenen Heim wohnen!“ Doch sie wollte es nicht glauben.

Für den Bruderhof wäre jetzt die Zeit der größten Sorge vorüber gewesen, hätte nur die kleine Tochter nicht immer gekränkelt. Sie war ein zartes Wesen und litt oft unter hartnäckigen Krämpfen, die sie auch ihrer letzten Kräfte noch beraubten. Der Vater im Lazarett durfte davon nichts erfahren, denn er hatte dann und wann noch unter Fieberanfällen zu leiden, und durch die Sorge um sein Kind hätte sich wohl sein eigener Zustand verschlimmert. Heute litt es ihn nicht mehr unter seinen kranken Kameraden. Trotz des Fiebers, das ihn befiel, verlangte er nach Hause, eine schlimme Ahnung ließ ihn nicht wieder los. Nachdem es ihm gelungen war, in den Besitz seiner Uniform zu kommen, verließ er das Lazarett

ohne Urlaub und eilte heimwärts. Immer die Landstraße entlang, und später auf ihm wohlbekannten Feldwegen. Als er in früher Nachmittagsstunde auf der Anhöhe ankam, von der aus er sein Dorf und vor allem seinen Bruderhof seit dem Ausrücken ins Feld zum ersten Male wieder erblickte, erklangen die Kirchenglocken und verkündigten ihm nichts Gutes. Raschen Schritten lief er seinen Feldweg hinab, überschritt die hochgewölbte Brücke, eilte den Weg zwischen seinen Wiesen entlang und betrat nach kurzem Zögern seinen geliebten Hof. Aber was musste er sehen? War es ein Fiebertraum oder Wirklichkeit? Er erschrak vor den schwarzgekleideten Männern und Frauen des Dorfes, die auf seinem Hofe standen, und auch sie ließ der Schreck nicht zu Worte kommen. Im Hausflur war seine kleine Tochter aufgebahrt, und eben sollte der Sarg geschlossen werden. In den Armen seiner Frau weinte er herzerreißend, musste sich aber schließlich in das Unvermeidliche finden. So folgte auch er, wie er gekommen war, unmittelbar dem kleinen Sarge bis an das Grab auf dem hochgelegenen Friedhof. Nun musste der Geistliche seine Grabrede ganz anders einstellen, und er tat es mit feinem Gefühl. An demselben Abend noch wurde Felix, von seiner unver-

zagten Frau begleitet, im Wagen nach Altenburg zurückgebracht.

Bis zu seiner Entlassung vergingen noch Wochen, und so vernarbte ein wenig die Wunde, die der Tod des kleinen Mädchens den Eltern geschlagen. Mit großer Freude wurde der Geheilte daheim empfangen, wo er von da an immer bleiben sollte. Konnte er auch seine linke Hand nicht mehr zum Arbeiten gebrauchen, so war er doch wenigstens heimgekehrt und mochte sich ruhig einen Knecht mehr halten. Sein Gut trug diese Belastung mit Leichtigkeit, denn wie fand er es wieder, nachdem Frau Helene es fast zwei Jahre lang ohne ihn bewirtschaftet hatte? Schuldenlos! Schuldenlos! Das wollte viel sagen und war ein beredtes Zeugnis für die Tüchtigkeit seiner Frau, die er nicht genug loben konnte.

Dass die Felder in musterhafter Ordnung dalagen, verdankte er seinem Vater, der sich nun etwas mehr auf die Arbeit in Herberts Gut beschränken konnte. In allen Gütern und Häusern herrschte Freude, als die Kunde durchs Dorf lief: Felix ist auf den Bruderhof zurückgekehrt. Schneiders Ernestine ließ es sich nicht nehmen, an der Haustür eine selbstgewundene Girlande anzubringen und darüber einen Kranz, der die Worte umrahmte: „Willkommen in der Heimat!“

Am dritten Donnerstag ging er an der Seite seines glückstrahlenden Vaters hinauf in den Gasthof, wo der Donnerstag-Skatklub zu seinem Empfang in fröhlicher Stimmung versammelt war. Wie sollte er aber an dem geliebten Altenburger Skat teilnehmen? Er konnte doch mit den drei steifen Fingern der Linken die Karten nicht mehr halten. Da hatten seine Freunde gut vorgesorgt, mit herzlichen, feinfühligem Worten überreichten sie ihm ein fächerartiges, sogar mit Schnitzwerk versehenes Gestell, das nach innen zu ein wenig gewölbt war, damit ihn niemand in die Karte gucken konnte. Erst in später Abendstunde kehrten die Gäste heim und begleiteten ihren Felix bis ans Tor des Bruderhofes.

An einem freundlichen Sonntage fuhr er mit seiner Frau, die ihm beim Einspannen behilflich war und auch die Rosse geschickt lenkte, durch die Reihe blühender Bauerdörfer, an denen er seine Freude hatte, zu ihren geliebten Eltern, wohin soeben auch Gerdas Bräutigam aus dem Felde zurückgekehrt war. Das gab ein freudiges Beisammensein! Vor dem Abendessen fuhr er schnell einmal hinüber ins Nachbardorf, wo der „Altvater“ wohnte, jener gelehrte Gutsauszügler, der ein ganz besonderes Vergnügen daran fand, für Bauersleute weit und breit einen Stammbaum aufzustellen, auch die Vorfahren derer vom Stamme Jungmanns hatte er bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges ausfindig gemacht. An seinem jungen Freund Felix, dessen Hochzeit er doch mitgefeiert hatte, hatte er manchen aufmunternden Kartengruß ins Feld geschickt, und in Altenburg hatte er ihn bereits im Lazarett aufgesucht. Jetzt musste Felix erzählen und erzählen, dann musste er hören und lesen und sehen, was der gelehrte Bauer alles in seiner Sammelmappe aufbewahrte, darunter auch seltene historische Schriftstücke aus der Zeit Napoleons. Wie im Fluge verging die kurz bemessene Stunde, und fast wäre Felix zu spät zum Abendessen gekommen, aber er nahm den „Altvater“ mit und konnte noch lange mit ihm plaudern. Auf dem Bruderhof gingen die Tage wieder gleichmäßig dahin, ein jeder reich an Arbeit, ein jeder aber auch in den beiden harterprobten Bauersleuten das Bewusstsein immer wieder neu erweckend, wieviel sie doch einen gütigen Geschick zu danken hatten. Die Bibel aus dem Jahre 1717 nahm noch heute ihren Ehrenplatz ein.

Zwei ganze und einen halben Monat musste sich Kamerad Starke noch gedulden, bis er zur Mutter und zur Geliebten zurückkehren durfte. So ganz würde er wohl nie wieder genesen, denn der Schuss, der ihn einst zu Boden warf, hatte doch seine Lunge angegriffen. Aber heute herrschte Freude, denn er war doch wieder da! Reichlich und sauber war der Tisch bei der Mutter gedeckt, und Starke wusste gar wohl, dass hier Felix seine Hand im Spiele und für den Empfang tüchtig gespendet hatte. Dass der Krieg in

sich selbst zusammenbrach, obgleich wir zu Wasser und zu Lande unbesiegt blieben, schmerzte Felix sehr, aber die Verhältnisse waren eben stärker als unser starker Wille, und jeder musste sich drein fügen. In den unglückseligen Novembertagen betrat auch Herbert wieder seinen heimatlichen Boden, er war den ganzen weiten Weg von Frankreich her teils marschiert, teils geritten. Das Fest des Wiedersehens ließ die äußeren Umstände, unter denen es gefeiert wurde, vorläufig einmal vergessen.

Was Felix aber nie vergessen konnte, das waren ... die Kriegerheimstätten! Wer sollte in einem zusammengebrochenem Staate die herrlichen Gedanken edelster, sozialer Gesinnung, die er einst im Lazarettgarten mit soviel Liebe und Begeisterung gehört und aufgenommen hatte, verwirklichen? In seinem Dorfe mit der großen Zahl Gefallener war gar nicht daran zu denken. Aber Felix ruhte nicht, wenigstens an seinem Teil in die Tat umzusetzen, was in seinen Kräften stand. An langen Winterabenden entwarf er mit Hilfe eigener Zeichnungen Pläne und klärte seine Frau über alle Einzelheiten genau auf. Und für einen der nächsten Sonntage bestellte er denselben Baumeister, der ihm einst Kuhstall und Scheune gebaut hatte. Alle wichtigen Angelegenheiten hob sich Felix für Sonntage auf, da brachten sie ihm bisher immer den meisten Segen. Der Baumeister kam und hörte das Vorhaben das nimmermüden Bauersmannes mit großem Interesse an und überreichte ihm bereits am kommenden Sonntag eigene Pläne und schön ausgestattete, in bunten Farben prangende Entwürfe zu Kriegerheimstätten aus seiner Fachpresse. Der Winter zog von dannen, und zum dritten Male in seinen Leben war Felix Bauherr. Zwischen seinem und den Nachbargute, straßenaufwärts, gab er Grund und Boden zu dem Neubau her. Erst kamen die Erdarbeiter und steckten unter Anleitung des Meisters 1000 Quadratmeter ab, 20 Meter mit der Straße gleichlaufend und 50 Meter durch die Wiese nach den Feldern zu. Dann wurde der Keller ausgeschachtet und mit dem Bau der Grundmauern begonnen. Einen Teil der dazu nötigen Steine hatte

Felix in seiner Sandgrube aufgespart, die natürlich auch all den feinen und den groben Sand lieferte, der zum Hausbau gebraucht wurde. In Hintergrund des abgesteckten Platzes stieg das niedliche Einfamilienhaus, zu dem nach den Feldern zu noch ein Geräteschuppen und Ställe für Kleinvieh gehörten, zusehends aus dem Erdboden heraus. Die Bauleute wurden durch Zimmerleute, Tischler, Glaser und Dachdecker abgelöst, und wie nun draußen auf den Feldern das Getreide heranreifte, so erfreute sich jung und alt im Dorfe an dem freundlichen Häusel mit den grünen Fensterläden, und niemand wusste, trotz reichlicher Vermutungen, wer wohl in dieses kleine Paradies einziehen sollte. Vor dem Gebäude wurde die Anlage eines Blumen- und Gemüsegartens wenigstens soweit vorbereitet, dass überall Ordnung herrschte und das Ganze einen lieblichen Anblick darbot.

Dann aber brachte die goldene Sonnenkugel einen prächtigen Sonntag ins Dorf und sonnenvergoldete Stunden in die dumpfe, enge Stube, in der Kamerad Starke bei seiner Mutter wohnte. Zum Glück war auch sein besorgtes Schätzel anwesend, als Felix und Helene, aus dem Gottesdienst kommend, bei ihnen eintraten. Erst zog der junge Bauersmann seine Zigarrentasche heraus, und wie die beiden Getreuen mächtige blaue Wolken durch das kleine Fenster in das warme Sommerland hinausziehen sahen, so plauderten sie, wir wissen nicht zum wievielten Male, von ihren Kriegserlebnissen. Von ungefähr lenkte Felix das Gespräch auf die Kriegerheimstätten hin, stand aus der tiefen Sofaecke auf, reichte seinem treuen Kameraden, der ihn einst das Leben gerettet hatte, seine Rechte und vermachte ihm mit kurzen, aber warmen Worten das neu entstandene Anwesen. Auch fürs Mütterlein sei genügend Platz darin. So waren drei gute, arme Menschen plötzlich reich geworden, und der Mund konnte wohl kaum aussprechen, was die Herzen bewegte. Nicht minder groß aber war die Freude der Spendenden, und Felix wiederholte jetzt mit lauter Stimme die Worte, die er einst im Lazarett der schönen, wenn auch blassen Anna ins Ohr geflüstert hatte: „Du,

ihr werdet noch einmal im eigenen Heim wohnen!“ und nun musste sie es wohl glauben. Noch vor dem Mittagessen schritten sie alle fünf hinunter in das neue Anwesen, gingen von Raum zu Raum und wiesen schon heute jedem seinen bestimmten Zweck zu. Starke, der bisher nur von Unterstützungen gelebt hatte, trat bei seinem früheren Herrn wieder in den Dienst, als halbe Kraft bei vollem Lohn. Felix überreichte ihm die Schenkungsurkunde, die zwei Bedingungen enthielt, die Starke gern unterschrieb: Er durfte das Anwesen niemals verkaufen, und wenn ihm Frau Anna (was aber wohl nicht

zu befürchten wäre) kein Kind schenken sollte, so gingen Haus und Grundstück in den Besitz des Bruderhofes zurück. Noch vor der Ernte führte Starke seine Braut heim – in ihr eigenes Heim, wo sie nun alles daran setzten, sich Haus und Garten zu einem wahren Paradies auszugestalten. Das beobachteten auch die Dorfgenossen mit Freuden; und wie einst Felix seinen Hof den Bruderhof getauft hatte, so hieß die erste und einzige Kriegerheimstätte im Dorf bei jung und alt fortan nicht anders als „Das Paradies.“

7. Von allerlei Dorfgenossen

Seit dem Ende des Krieges waren schon Jahre vergangen. Friedlich wurde gesät und geerntet zu seiner Zeit, und so friedlich wie das Leben in der Natur verlief, wohnten auch die Bauern und die Häuserleute miteinander. Der Schneider Jacob, der mit seinen siebenzig Jahren noch seine schweren Schwaden des Kornes mit derselben Leichtigkeit haute wie die jungen Burschen, stürzte beim Pflaumenpflücken von der Leiter, brach ein Bein und kam von seinem Krankenlager nicht wieder auf. In einem liebevoll geschmückten Grabe ruht er oben auf dem Kirchhof unter dem Schutze der altertümlichen Dorfkirche von einem Leben aus, das er immer ein köstliches zu nennen gewöhnt war.

Der alte fromme Siegel Hermann, der bis zu seinem 90. Geburtstage Sonntag für Sonntag in die Kirche pilgerte, auch dann noch, als er zwei Stöcke zum Gehen brauchte, wurde auf Kosten der Gemeinde erster Klasse begraben, obgleich ihm standesgemäß die dritte Klasse zugekommen wäre!!

Auf dem Heimwege von seinem Begräbnis unterhielten sich die Bauersleute über die ernste Frage, wann sie wohl einmal sterben

möchten. Da hörten wir den noch immer rüstigen Vater Junghanns, der auch bereits die Siebzig überschritten hatte, in allem Ernste sagen: „Wenn meine Zeit abgelaufen ist! Aber wenn möglich, in einer Zeit, wo’s in der Wirtschaft nicht viel zu tun gibt, denn erstens einmal will ich doch selber noch mitarbeiten, und zweitens soll niemand, der mir das letzte Geleit geben will, wegen mir einen halben Tag Arbeit versäumen!“

Die Schneider Lina, die auch dann laut lachte, wenn sie etwas Ernstes erzählte oder auf die schlechten Zeiten schimpfte, fuhr jahraus, jahrein wöchentlich zweimal für vier Bauern in die Stadt zu Markte, aß sich vorher bei jedem der vier Bauern mit übergesundem Appetit gründlich satt und schnitt sich dann bei jedem ein „kleines“ Frühstück ab. Zweimal über die großen Achtpfünder!

Der Stellmacher brachte vierteljährlich, und als er moderner wurde und mit der Zeit fortschritt, monatlich, seine lange Rechnung zu den Bauern. Auch zu Felix, den er mit Entschuldigungen eigener Mundart begrüßte: „Tag, mei Felix, de wersch schun wissen, was’ch dr breng. Herre, is es aber dassemal veel geworn, ’ch hätte salber nich gedocht,

aber 'ch kann rachen, wie 'ch will, 's kimmt ähm esu raus!“

Der Hauptgrund dafür, daß alle Dorfgenossen ohne Zank und Streit miteinander auskamen, lag darin, dass jeder immer fleißig vor seiner eigenen Tür kehrte und somit dem andern nicht viel oder gar nichts zu kehren übrig ließ.

Nur beim Schneider Meck hatten es im vorigen Jahre vier Großbauern gründlich verdorben. Dass seine Familie Jahr für Jahr um ein Kindlein stärker wurde, konnte ihm niemand verbieten. Auch die Auswahl der Paten zu treffen, war sein ganz persönliches Recht. Er wusste schon, nach welchen Grundsätzen er das Ehrenamt der Taufzeugen unter den Mitgliedern der Gemeinde verteilte, nämlich: Was die Kindtaufe kostete, das musste aus dem, was die Paten einbanden⁷, herausspringen! Im vorigen Jahre nun wollte er die Taufe des 12. kleinen Schneiderleins mit ganz besonderem Prunke feiern, und darum suchte er unter Mithilfe seiner dem Schicksal ergebenen Frau von allen Bauern die größten heraus. Aber o weh: Die Bauern hatten sich verschworen, ihm einen Streich zu spielen. Als er zwischen der heiligen Handlung und dem Kindtaufsschmaus draußen in der Küche im Beisein der Frau Meisterin neugierig die Patenbriefe öffnete, gewahrte er mit Schrecken, dass die reichen Paten nicht wertbeständig gezeichnet, sondern wie sie aus früherer Zeit gewöhnt waren, ein jeder zwanzig Mark eingebunden hatte, und das auch noch in Papier! Mit hartem Klang klaperten noch ein paar Kupferzweier aus dem Patenbriefe heraus, damit dem kleinen Erdenbürger das Bargeld nie ausgehen sollte. Du mein Gott! Da verlangte doch die unvermeidliche Hebamme mehr für ihre Bemühungen! Wer sollte vollends noch den Braten bezahlen und den Wein dazu? Vorläufig hatte Meck die Lieferanten auf Montag vertröstet. Voll Kummer und Sorgen schaute er zu, wie es den reichen Bauern und den Altgevattern bei ihm schmeckte, während er

selbst nur schmale Bissen zulangte und kleine Schlucke trank. Sie merkten seine Wortkargheit sehr wohl, ließen ihn aber bis zum Abend zappeln, als ihn der Altenburger Skat in eine zweite Verlegenheit hätte bringen können. Jetzt aber wendete sich das Blättchen, oder vielmehr die Gäste wendeten es freiwillig – zu des Schneiders Glück. Selbst wenn sie die besten Trümpfe in der Hand hielten, stellten sie sich heute so ungeschickt an, dass sie bei gleichem Verhalten auf dem Altenburger Rossmarkt ihr ganzes Gut auf einmal verspielt hätten. Einen Gewinn nach dem andern strich der glückliche Schneider Meck ein, der fest davon überzeugt war, dass er zweifellos der beste Spieler sei. Als die Gäste heimgingen, lachte er wieder übers ganze Schneidergesicht. Die Lieferanten bekamen am Montag ihr Geld, und für den kleinen Schneider Nr. 12 blieb auch noch etwas übrig.

Nachdem der Tod des öfteren seine Opfer gefordert, lebten im ganzen Dorf nur noch zwei alte Frauen, die bauersche Kleidung trugen. Eine von ihnen war die Schneider Ernestine, die sich, wohin sie auch kam, großer Beliebtheit erfreute. Auch im Bruderhof ging sie zur Unterstützung der Bauersfrau aus und ein. Dort war sie eines Abends nach der Mahlzeit noch ein wenig in der Wohnstube sitzen geblieben. Helene brachte einen Topf Kaffee, Felix aber stopfte sich nach getaner Arbeit eine Pfeife und sagte dann in freundlichem Tone: „Na Ernestine, nun erzähl uns mal was, jetzt haben wir gerade mal gemütlich Zeit, aber natürlich bauersch musst du reden, sonst gilt's nicht!“ Ernestine trank einen Schluck von dem guten Bohnenkaffee, wie sie sich daheim keinen brauen konnte, und sagte:

(„Übersetzung“ des folgenden Mundarttextes siehe Anhang)

„Wie fang mr abber do glei emal on?

Geburn bin ich n sachzähntn Februar achtznhunertfifunvörzgz in dr Keethel in mein Voter sein Hause. Zweek gruße Briedr worn mr schun geschtorm, un do waln se mich „Ardmuth“ heeße lose. Abber se hunn mich nochend Arnstine Emilie getaafft, un

⁷ „Einbinden“ meint, dass das Geld, welches die Taufpaten schenkten, in einer (kostbaren) Verpackung überreicht wurde.

'ch bin nich geschorm bis uff'n heitgn Tag. Wie 'ch mit sachs Gahrn nei in de Schule kom, 's wor uhm in Schemmerg (Schönberg), do hunn mr meine Ältern de ärschtn Bauernkläder gekaapt. Ich weefß immer noch, wie 'ch mit dann naun Kleedern in Dorfe ronkom und wie de Leite sin Fanstr naussochen und zu naner sähtn: Itze kimmt Ottn Frieden seine kleene Arnstine mit Bauernkleedern ong ron! Uff de Kleeder wusst 'ch mich werklich gut, nor bluß dr alle Latz druckte esu vurne uff de Brust, do hob 'ch abber gegrinst. Do salt 'ch rachte Schleege kreie, und do musst 'ch 'n ahm wedder nonmache. 'N irschten Tog, wie 'ch nei in de Schule kom, do hob 'ch nochend aa wedder gegrinst: Ich krichte eene kleene Zuckertiete, und wu 'ch drmit zr Teere naus wal, do musst 'ch se wedder henngebe, do wor sche nich meine. Nochard krichte ich noch fern Sachser Sammeln. Abber ich wor 'n alt gescheits Aas: De Thiems Rese hot mr vörzg Gahre drnoch, wie se schun lange in der Keethel Wertn wor, noch manchesmol enn Pfannkuchen gahm un hot gesäht: Weil de mr in dr Schule fortnäre (immerfort!) värgesäht host, sallste itze e poor Pfonnkuchen asse, un loss dr sche gut schmacke, Arnstine! Se hunn mich abber aa mitonger ball derpucht hemm und dremm, wenn mr Religion hotten un de Meedchen ehre Schpriche nich konen. Eene drvun wor de Heeselbarths Pauline, die itze in Warnsdorf wuhnt, die hot mr abber bis heite noch nischt gahm. Schreim kon 'ch wie e Advokate, un in dr Rachtschreibung wor 'ch aa nich dumm. Wie 'ch nein Gahr alt wor, do musst 'ch mich schun vrmiete, ich kom zenn Schemmergen Pfarrer Raabe, dar sachs Kieh hotte un eene Zeege, die 'ch malke musste. „Ernestine, hast du schon die Ziege gemolken?“ frähte ha mich. „Ha“, sähte ich, und „Ha“ machte ha mr noch, ha tot mich ausschputte, weil 'ch bauersch redde.

Mit elf Gahrn kom 'ch zu Flacks Friedn in dr Keethel un musste Kengermeed sei. Be Ulbrichts da wor 'ch Meedchen, un do bin 'ch kumfrmiert worn. Salt (dort) hott 'ch rachts Pach, do hob 'ch mr 'sch Been vrbrannt, un do hunn se mich uffn Mistwochn non in de Kerche gefohrn.

Nochend zenn Omdmohle, do kon 'ch wedder laafe, abber ich hotte enn Schuch von Michel on un enn vun mir. Wie 'ch dr abber sach! Von Ulbrichts bin 'ch noch Schemmerg gezähnt zu Kärmesen Kaspar, do ho 'ch zwee Gahr zor Kleenmeed gedient, un do kricht 'ch, preeter prupter, elf Toler Luhn 's irschte Gahr und zwelfe 's zweete. In Wengschdorf be dr Toffels Rusl word 'ch Grußemeed. Harre, do kricht 'ch glei viernzwanzg Toler, un do sähte die Rusl, wenn 's emal was wor: „Su veel Luhn ho ich abber noch keener Meed gahm, dos is doch ze veel!“

Ze Tanse ging 'ch noch Schemmerg un aa noch Tette, bluß in Tette do hotten se noch kenn schenn Sool, un in Schemmerg irscht racht nich. Abber dos tot 'n nischt, salt kom doch mei Jakob und tanzte mit mir uffn Tanzbuden, un wenn dr Tanz alle wor, do ging's Heemfiehrn lus, un dos wor ollemol 's Schennste. Bis henn vursch Tur, weitr nich, do trabbt 'r wedder ab. Esu ging 's su e poor Gahre furt, un nochend hunn mr geheiot. Mir zugn in mein Voter sei Haus, wu 'ch itze noch wuhn, bluß dass mei Jakob nich mieh do is! Vun mein nein gutn Kengern lahm bluß noch viere, zwee sin klenn geschorm und dreie gruß. An mein Kengern hob ich immer meine Freede gehott, ich hob mich nich braucht ebber se zu argere. Se haln veel uff mich, dos kann 'ch soge. Seit mei guter Jakob geschorm is, ongerstizn se mich immer e wingk, su dass 'ch keene Nut zu leidn brauch. Abber in mein Lahm hob ich aa veel Surgn gehott in achtunsiebzg Gahrn. Dr Jakob hot veel Maleer gehott, dreimol hot 'r 's Been gebruchn, un aa mol 's Schulterblott. De Kenger hunn ollelee Krankheetn dorchgemocht un sin geschorm bis uff die viere. Vier Enkel sin in Kriege geblim, olle in Frankreich, und lehn aa salt begrom. Im ganzn hott ich sechsnzwanzg Enkel (Bei ihrem Tode hatte sie 22 Urenkel.) Wos mich esu sihr dauert, dos is, doss mr mei guter Jakob su fix geschorm is; wenn mr aa orm worn, mr worn doch esu glicklich mitnanner; mr hunn de Gulnde Huchzg gefeiert un sind in dr Kerche eingesegnt worn; dos waor doch zu schiene. Un in ganzn Dorfe sinn mr beschenkt worn und hunn gesahn, dass se olle veel uff uns gehaln hunn. Un drei Gahr

noch dr Guldn Huchzg is mei guter Jakob geschorm. Nu muss 'ch ahm esu alleene dorum moche. Ich kann noch su halwage fort un hob aa immer allengk e wingk ze tun. Merschtenteels bin 'ch uhm be Junghannsens, do kann 'ch heite noch de Kieh mit malke un fittere. Be eiern Aeltern uhm in Herbert sein Gut, do wor 'ch schun uffn Damme, wie se einzugn. Un wie dr Schtorch klopperte, un dich, Felix, und deine Nelly, un dein Herbert brochte un zrletzt de kleene Gartrud, die esu jung geschorm is, do musst 'ch ollemal nebber noch Runsd'rf laafe su sehr 'ch nor kon, dass de Kindfraa kom. Un deine Aeltern sin ebber mich aa esu gut gewasen wie du un deine Fraa. Bluß wenn 'ch noch Merohne ze Markte ging un nich veel Gald fer de Butter heembrochte, irscht sachzg un nochend finfunsachzg Pfenge, Harre, do kon deine Mutter monchmol aa schimfe. Abber se tot

nich ebber mich schimfe, bluß ebber de billge Butter.

Wie lange 'ch nu noch war kunne, weiß 'ch nich. Abber wenn 'ch nor immer gesund bleib un noch e wingk non ze Herberts un ronger zu eich gehen kann, do will 'ch mein liehm Gott danke.“

Domit wor de Sitzung olle!

Eiskalt war der Kaffee geworden, und Helene musste warm nachgießen, und Felix meinte beim Abschiednehmen: „Nee, Arns-tine, so mr bluß, wie de dir olles esu genau marke konnst, ich fr mein Teel hätte 's merschte drvon hengerhar wedder vrgassn.“

Jetzt legen wir Herbstblumen auf ihr frisches Grab (sie starb am 22.9.1930), wir wollen es auch mit Rosen schmücken zur rechten Zeit, für immer aber bewahren wir ihr ein treues Gedenken, ihr, unserer guten Schneider Ernestine.

8. Oben auf dem Kirchhofe

Auch die Köthler Dorfgenossen ehrten die große Zahl ihrer fürs Vaterland gefallenen Helden und erkannten die Pflicht, ihnen für die Zukunft ein sichtbares Mal zu errichten. Was sie aber ausführten, sollte nicht etwas Alltägliches sein, das sich in der näheren und weiteren Umgebung des Dorfes wohl hundertmal wiederholte, sondern eigenartig und wuchtig wie die Bauern selbst sollte es dastehen und in seiner gewaltigen Kraftentfaltung noch den spätesten Geschlechtern kundtun, welche Männer in dem großen Völkerringen für sie fielen und wie die Heimat sie ehrte für alle Zeiten.

Da kam Felix auf einem seiner sonntäglichen Streifzüge auch in die Sandgrube, die zur Pfarre gehörte⁸. Dort sah er – nicht zum

ersten Male! – einen ganz gewaltigen, etwa drei Meter hohen granitenen Findling liegen, über dessen Herkommen keine Nachrichten vorlagen. Die Ältesten im Dorfe erzählten, schon ihre Großväter hätten von dem Findling berichtet. Felix, der jetzt selbst mit im Gemeinderat saß, schlug daher vor, diesen gewaltigen Riesen auf den Berg zu befördern, ihn dort aufzustellen und die Namen der Gefallenen tief in den Stein einzuhaue. Sein Vorschlag fand Beifall, aber wie sollte man den tausend Zentner schweren Felsblock auf die Höhe bringen? Gewiss war diese Aufgabe nicht leicht, aber war der Stein vor Tausenden von Jahren einmal aus dem Hohen Norden hierher gelangt, so musste er sich doch auch noch unter Kraftanstrengung des ganzen Dorfes, wenn es sein musste, den Berg hinaufbewegen las-

⁸ Zur „Pfarre“, dem Pfarrhaus (Pfarrgut), gehörte eine kleine Bauernwirtschaft mit ein paar Hektar Land, aus

deren Ertrag der Pfarrer einen Teil seines Lebensunterhalts bestreiten musste.

sen. Bauernarme und Bauernpferde waren stark. Wagen wurden aus der Stadt herbeigeschafft, denn für eine solche Last gab es im ganzen Dorfe keinen. Aber auf den Beinen waren sie alle, die Großen und die Kleinen, die Jüngsten und die Ältesten, sie alle wollten Augenzeuge davon sein, wenn der hier liegende Findling unter Anleitung von Fachleuten, mit Zuhilfenahme von Kranen, Seilen, Ketten und Hebestangen aus seinem vieltausendjährigen Schlaf aufgeweckt und auf einen bereitgestellten Wagen, der für ungeheure Tragkraft gebaut war, gehoben würde. Ein ganzer Tag ging darüber hin, bis allein dieses erste Werk gelang. Am nächsten Morgen waren die Bauern mit ihren kräftigen Pferden, mit Ketten und Seilen zur Stelle. Sechs Pferde mussten angespannt werden, um den Wagen auf ebener Erde bis zum Fuße des Berges zu ziehen. Dort wurde während einer Ruhepause eine Lichtbildaufnahme jenes denkwürdigen Zuges gemacht, und dann gings an die schwerste Aufgabe. Immer wieder wurden ein paar Pferde vorgespannt und versucht, den Wagen in Bewegung zu bringen. Fast wollten alle Ketten des Dorfes, dazu auch die aus der Schmiede, nicht ausreichen, den Wagen Sekunde für Sekunde in der Gewalt zu behalten. An jedem Rade waren zwei Männer angestellt mit einer Vorrichtung, den Wagen, sobald die Pferde etwa nachlassen sollten, augenblicklich zum Stehen zu bringen, sonst hätte es ein unsagbares Unglück geben können. Wie von einem Alp erlöst, atmeten alle Anwesenden auf, als acht Paar Pferde Schritt für Schritt den Findling auf die Höhe zogen. Auch für das Abladen und Aufrichten des Blockes war unterdessen alles bis ins Kleinste vorbereitet worden. Dann konnte man wochenlang ein paar fleißige Bildhauer bei der Arbeit sehen, und genau sieben Jahre nach Ausbruch des unglückseligen Krieges wurde das Ehrenmal, das gewaltigste in der ganzen Umgebung, unter Anteilnahme aller Dorfgenossen enthüllt. Nicht nur die Gemeinde selbst, sondern auch die Angehörigen der zahlreichen Gefallenen legten Kränze über Kränze nieder und wurden mit einem wohlthuenden Gefühl der Befriedigung erfüllt darüber, dass die Gemeinde ihre großen Toten so liebevoll

ehrete. Sie freuten sich darüber, dass sie nun eine Stätte kannten, an der sie fortan weilen konnten, um an ihre Väter, Männer, Söhne oder Brüder, die in fremder Erde schliefen, zu gedenken⁹. Felix und sein Kamerad Starke waren ihrem Schicksal besonders dankbar, wie leicht hätten auch ihre Namen mit auf dem Findling stehen und sie selbst hinter Reims im gemeinsamen Heldengrab ruhen können! Ein Name aber weckte in ihnen die Erinnerung an ein Ereignis mit tragischem Ausgang, und auf ihrem Heimweg sprachen sie wieder davon, wie es schon so oft geschehen war.

Wenn der Wanderer von der Stadt her kommt und beim ersten großen Gute nicht auf der Dorfstraße weiterpilgert, sondern nach links in die schöne Kastanienallee einbiegt und an dem Teiche entlang geht, auf dessen Insel von altersher ein Schwanenhaus steht, so gelangt er hinüber in einen Ortsteil mit fünf kleineren, aber gleich sauber dastehenden Wirtschaften. Im Weltkrieg mussten sämtliche fünf Besitzer ins Feld rücken, und nicht einem war es vergönnt, in ihre Heimat zurückzukehren. So bewirtschafteten nun fünf Witwen, die um ihre gefallenen Männer trauerten, ihre einsamen Höfe abseits der Dorfstraße. Wenn der Schmerz um den Verlust auch nicht völlig von ihnen wich, so wurde er im Laufe der Zeit doch etwas gelindert, besonders dadurch, dass sie sich bewusst waren, es trügen ja Tausende deutscher Frauen dasselbe Leid wie sie.

Nach Jahr und Tag lebte die eine oder andere von ihnen wieder auf und verheiratete sich mit einem Heimkehrenden oder Daheimgebliebenen. Aber gerade die stattlichste unter ihnen, von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, mit weichem, kasta-

⁹ Im Ersten Weltkrieg wurden aus dem kleinen Dorf Köthel (254 Einwohner) 54 Männer zum Kriegsdienst einberufen. 13 Männer fielen: Arthur Wlock, Kurt Rauschenbach, Max Schnabel, Felix Bauch, Guido Werner, Erich Schneider, Paul Müller, Albert Schneider, Hermann Kleindienst, Florus Baumann, Erich Thieme, Guido Götzte und Max Ulbricht. Zwei weitere – Max Schulze und Ernst Kluttig – wurden vermisst.

nienbraunem Haar, eine jugendfrische Frau, die noch nicht einmal dreißig Jahre alt, mit starkem Arm sogar den Pflug zu führen wusste, konnte sich nicht entschließen, den Dörfler, der ihr einst die Nachricht vom Heldentode ihres Mannes in ihre Einsamkeit hinübergebracht und seitdem oft irgend eine Gelegenheit gefunden hatte, sie in ihrem Hause aufzusuchen und länger mit ihr zu plaudern als nötig war, weil er sie ja über alles liebte und so gern ihr Mann geworden wäre, nein, trotz seiner schönsten Versprechungen konnte sich Frau Else nicht entschließen, ihm die Hand zu reichen zu einem neuen Lebensbunde.

Als unser Dörfler nicht mehr zu ihr kam, obgleich er eine nie verlöschende Liebe zu ihr in seinem Herzen trug, heiratete sie einen fernen Verwandten, und mit ihrem ersten Kinde wurde die einst so rüstige und noch im Leiden und Sterben schöne Frau vom Tode als Opfer gefordert und von den trauernden Dorfbewohnern zu Grabe getragen hinauf auf die Höhe, wo der Name ihres ersten Mannes unter denen der Gefallenen leuchtete. Den schönsten Kranz legte ihr unser Dörfler auf ihr frühes Grab, wo er auch künftighin vorm Gottesdienste oder heimlich in später Abendstunde oft weilte und trauerte.

Nun trug es sich zu, dass in den ersten Dezembertagen, als schon eine hohe, weiße Schneeschicht mit ihrer Reinheit die Landschaft bedeckte, für unser Dorf die Zeit der Jagd herankam, die als eine fröhliche Veranstaltung von jung und alt seit langem sehnsüchtig erwartet wurde. Alle vier Kessel-treiben verliefen ohne den geringsten Zwischenfall, und die einheimischen und fremden Jäger brachten eine stattliche Zahl Hasen zur Strecke. Eine Woche später – wie es von jeher Sitte war – lud der Jagdpächter alle Männer des Dorfes, die Grund und Boden besaßen, und wenn es auch nur eine Gartenecke war, zu einem lustigen Hasenessen in den Gasthof ein, um den Schaden wiedergutzumachen, den „seine“ Hasen hier und dort angerichtet hatten. Dort erschien auch unser Dörfler, nach dessen Namen niemand fragen mag. Er taute den

ganzen Abend nicht recht auf, aß viel und trank wenig und bewahrte in seinem Herzen eine mindestens ebenso tiefe Trauer wie der Witwer am Nachbartische. Aber er beteiligte sich schließlich an einem Skat und verließ als einer der letzten die gemütliche Wirtsstube. Über der Straße drüben stand der Brunnen über und über mit Eis und Schnee bedeckt, und über dem Dorfe, das heute spät zur Ruhe kam, und droben am Winterhimmel zitterten Millionen großer und kleiner Sterne vor eisiger Kälte. Auf dem Rande des Brunnens ließ sich unsre Dörfler, von den letzten Heimkehrenden abgesondert, nieder, und fing an zu „simbelieren“, wie der Altenburger sagt, wenn er über etwas recht Wichtiges nachzudenken hat. Das Bier hatte ihm ganz bestimmt nichts angetan, nur rührselig ward ihm plötzlich zumute. – Soll ich jetzt hier sitzen oder heimgehen, wahren du, schöne Frau Else, oben auf dem Berge im kühlen Grabe ruhst? Ich will zu dir hinauf kommen und bei dir weilen eine Stunde oder zwei., dann wird es noch immer niemand erfahren, dass ich bei dir war. – Und sogleich erhob er sich vom Brunnenrande, stieg den steilen Berg hinauf, öffnete leise, ganz leise, die schwere eiserne Kirchhofstür, dass ja in der Schule, die daneben stand, niemand aufwachen sollte, ging links an der Kirche entlang, bog rechts in einen schmalen Gang ein, der zwischen hoch aufragenden Grabmälern dahinführte, und stand dann vor dem Grabe, das seine einstige Hoffnung verhüllte. Es war ihm, als hielte er mit der Toten ein Zwiegespräch, das so beseligend ausklang, viel schöner als die Erinnerung, die ihn bisher mit ihr in Gedankenverbindung gebracht hatte. Alles Erdenleid hinter sich lassend, ließ er sich auf dem Rande der Grabeinfassung nieder und ward von einer Seelenstimmung ergriffen, die jedes Wortes bar ist. Ihm war, als höre er ganz leise noch einmal die ergreifenden Akkorde, die der Kantor am letzten Totensonntage auf der Orgel gespielt hatte. Lange noch blieb er sitzen und lauschte ... und lauschte. Am Himmel aber verblassten die Sterne, und graue Schneewolken zogen langsam daher. Wie Federn so leicht und weich und leise schwebten die Flocken herab und ließen sich ganz unbemerkt auf

unserem armen und doch glückseligen Dörfler nieder, der die himmlische Musik immer feierlicher, leiser und geheimnisvoller vernahm, bis sie seine Seele emportrug zu jenen lichten Höhen, da unser Leben ein ewiges ist. Sein Körper aber wurde am dritten Tage dort, wo er eben noch in seliger

Erinnerung gestanden hatte, der Wintererde anvertraut. Niemand wagte, einen Stein gegen ihn aufzuheben, Noch heute gehen die Dorfgenossen, vom Mitleid ergriffen, den steilen Berg hinauf und schmücken sein Grab mit Kränzen der Liebe.

9. Jahre des Glücks auf dem Bruderhofe

In unaufdringlichen, harmonischen Tönen geht unser Lied dem Ende zu. Noch leben im oberen Gute Vater und Mutter und nehmen liebevoll an dem Wohlstand und Familienglück ihrer Kinder teil.

Herberts Stammhalter ist das einzige Kind geblieben, und obgleich der stramme Junge die ABC-Schützen-Jahre hinter sich hat, ist er mit allen landwirtschaftlichen Fragen vertraut, weiß mit den Maschinen Bescheid und reitet furchtlos auf „seinem“ Schimmel unter dem Klange der Mittagsglocke allein vom Felde auf dem Berge in den Hof seines Vaters zurück, schirrt sein Pferd aus, führt es in den Stall und schüttet ihm reichlich Hafer vor. An den langen Winterabenden studiert er mit wahrer Begeisterung das Realienbuch, das ihm einst sein Oheim aus der Stadt mitgebracht hatte. Vom Wachsen und Treiben in der Natur, von den Vorgängen beim Gewitter, von den inneren Zusammenhängen der Überlandzentrale, die auch seinem Dorf und Gut von weit her elektrischen Strom für Licht und Antrieb der Maschinen zuführt, weiß er mehr zu sagen, als was die einfache Dorfschule ihm bieten kann. Einen ganz besonderen altenburgischen Bauernstolz aber empfindet der Großvater darüber, dass sein Enkel – er hat es ja von ihm gelernt – schon flott mit skaten und den gewonnenen oder verlorenen Skat selbst berechnen kann. Soll er nachprüfen, ob das Teufelsbuch vollständig ist, das heißt, ob alle zweiunddreißig Karten vorhanden sind, so zählt er sie an Hand des

folgenden Verses und wirft bei jeder Silbe eine Karte auf den Tisch:

**„Ein Kuckuck auf dem Baume saß,
es regnete, und er ward nass,
da kam der liebe Sonnenschein,
es müssen zweiunddreißig sein!“**

Auf dem Bruderhofe, den unzählige Tauben und Schwalben umflattern, gehen die Wochen und Monde in behaglichem Glück dahin. Sechs Tage lang arbeiten die rüstigen Bauersleute angestrengt, damit sie den siebenten Tag umso reicher genießen können. Denn jetzt erst recht lässt sich Felix seinen Sonntag nicht nehmen. Und auch die langen Winterabende gestaltet er ganz nach seinem Geschmack aus. In seinem Herrenzimmer macht sich ein schwerer eichener dreiteiliger Bücherschrank breit, und darin stehen nicht nur die Schulbücher, die er seit seiner Flucht aus der Stadt auf dem Oberboden in einer Kiste aufbewahrt hatte, nicht nur landwirtschaftliche Werke, denen er manche gute Lehre verdankt, nicht nur Kriegsbücher, die ihn an seinen Feldzug erinnern, sondern auch ganze Reihen schöngestiger Werke, unter denen die Bücher der deutschen Heimatdichter die erste Stelle einnehmen. Paul Kellers „Heimat“ war ihm ans Herz gewachsen. Speckmanns Heideromane hatten ihm viel zu geben auf seinem Bruderhof, und von Zeit zu Zeit musste er seiner treuen Lebensgefährtin aus dem „Goldenen Tor“ wieder die Stelle vorlesen, die dem ganzen Buche

einst seinen Namen gab. Innerlich erstarrt ist er an dem, was Alfred Huggenberger, der Schweizer Dichter hinterm Pflug, in seinen Mußestunden niedergeschrieben hatte. Mit den „Bauern vom Steig“, der „Geschichte des Heinrich Lentz“ und dem „Dorfgenossen“ waren sein Weib und er so vertraut, als lebten sie mitten unter ihnen. Denn er las niemals ein Buch oberflächlich, nur um es zu kennen, sondern er vertiefte sich lebhaft in die Umgebung, die Personen und die Handlung und konnte mit dem Dichter aufjauchzen oder trauern. Dies hatte er auch mit Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ getan. Wie war denn der in die Bücherei eines Bauersmannes gekommen? Sehr einfach! Kurz nach dem Weltkriege, in der Zeit der leiblichen Not, hatte sich ein alter Schulfreund, der jetzt in der Nachbarstadt Inhaber eines großen Geschäftes war, auf Felix Junghanns besonnen. Mit „Soll und Haben“ war er zu ihm gekommen, mit Butter und Käse hatte er ihn wieder verlassen! Und nun saß Felix und las und las. In jenem Buche, das ja auch dem Landmann viel zu sagen hat, freute sich Felix immer wieder an der einen Stelle:

„Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet. Glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was die Menschen gesund und stark und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, welcher Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeit veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde, wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefe der Erde oder zwischen die Holzplanen eines Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen: Oben den blauen Himmel, unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl in der Natur fordert, Pflanze und Tier,

das wächst unter seiner Hand zu eigenem, frohen Leben auf. Auch den Städtern ist die grüne Saat und die goldenen Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens, aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen des Mannes, der mit dem Bewusstsein über seine Flur schreitet, dies alles ist mein, meine Kraft erschuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in ruhelosem Genuss betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und auch der Mensch soll Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuss, und in diesem Genuss wächst seine Kraft. So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirt seines Gutes ist.“

Solche Worte waren dazu angetan, Felix mit Stolz und Freude zu erfüllen. Fühlte er sich auf seinem Bruderhofe besonders glücklich – und das war eigentlich jetzt beständig der Fall – dann nahm er seine Frau, die noch immer blühend vor ihm stand, in die Arme und las mit ihr des Schweizer Dichters¹⁰ „Fahnenflucht“.

**„Ich kann dich nicht verstehen,
du Bauernsohn von altem Holz,
du schrittest hinterm Pfluge her
so sicher und so stolz!
Du schärftest deine Sense
beim ersten roten Morgenschein.
Wie führtest du so guten Streich!
Dich holte keiner ein.
Ich kann es nicht verstehen,
dass du zur Stadt den Schritt gewandt.
Hat dich ein letzter Blick ins Tal
nicht an die Scholle gebannt?
Kommt durch den Rauch der Schlote
nicht oft ein scheuer Gruß zu dir
von deiner Wiese, waldumzirket,
von stiller Gärten Zier?“**

¹⁰ Alfred Huggenberger

**Singt nicht der Dengelhammer
sein Lied in deiner Nächste Traum?
Und weckt dich nie der Staren Brut
im alten Apfelbaum?
Die Frühlingswolken wandern,
der Märzwind trocknet Weg und Rain,
schon geht der erste Pflug im Feld –
möcht' es der deine sein!“**

Frau Helene schaute ihm dabei glücklich lächelnd durch seine hellen Augen tief ins Herz hinein und dachte denselben Gedanken wie er. Ja, als du damals die Stadt verließest und vom Heimweh in dein Dorf zurückgeführt wurdest, damals begann deine Fahrt nach dem Glück. – Aber was sollte nach ihm aus dem Bruderhof werden?

– Nur keine Sorge! Wieder sitzt Frau Helene an der buntbemalten Bauernwiege, die aber diesmal mit blauen Bändern geschmückt ist. Darinnen freut sich ein pausbäckiger Junge seiner kindlichen Kraft und setzt dem Glück seiner Eltern die Krone auf. Wieder breitet ein Sonntag seine geheimnisvolle Stimmung über dem Bruderhof aus. Beide Flügel des schweren Tores, an dem noch immer die hohen Pappeln Wache halten, sind weit geöffnet. Frohe Gäste fahren im leichten Trab durchs Tor herein und taufen den einstmaligen Erben des Bruderhofes, den hellblickenden, kraftstrotzenden – Hans-Eberhard.

10. Anhang

„Übersetzungen“ aus der Altenburgischen Mundart („Bauersch“) ins Hochdeutsche

Seite 11

Gevatter, hast auch gehört
 schon von dem großen Krokodil,
 das wir in Gößnitz aufgespürt haben?
 Das macht ja Land und Leute wild!
 und es richtet ungeheuren Schaden an,
 ganz Gößnitz ist in Aufruhr.
 Das Ding kann noch gefährlich werden:
 denn es frisst die Fische aus dem Absperr-Wehr.

Seite 13f.

Eine Sprechstunde beim alten Doktor Tipenau

Der Doktor Tipenau war ein alter Junggeselle. Er wohnte bei meinem Großvater, dem alten Kreipziger-Michel auf dem Markt, und da ihm meine Mutter die Wirtschaft mit besorgte, da hörte sie auch oft mit an, wie er seine Patienten abfertigte. Sie hat mir oft davon erzählt, und da will ich einmal etwas aus seiner Praxis zum Besten geben.

Früh um sieben (Uhr) war Dr. Tipenau zu sprechen.

Da waren gewöhnlich schon Leute da, einmal aber war das Wartezimmer beinah voll. Die erste, die dran kam, war die alte Marie Bauer.

Marje: Guten Morgen!

Tipenau: Na, Marie, was fehlt dir denn?

Marje: Ich kanns nicht mehr aufschieben. Hinlegen will ich mich nicht. Es ist mir aber sooo schlecht. Es liegt mir in allen Gliedern.

Tipenau: Zeig mir mal deine Zunge! Na, da haben wir's schon, wer weiß, was du alles hineingestopft hast in deinen alten Magen. Geh jetzt gleich nach Hause und iss einen Hering zusammen mit allen Gräten, weiter isst du heute nichts. Morgen machst du's genauso. Den Kopf und die Gräten isst du aber mit, das sag ich dir noch einmal. Übermorgen wird's schon besser sein, sollte es aber immer noch irgendwo fehlen, dafür gebe ich dir nachher ein Fumativ mit.

Veit Schmatz: Tag, Tipenau, ich werde wohl einen Hexenschuss haben, es liegt mir mächtig im Rücken, es tut auch schrecklich weh, wenn ich nur gerade stehen will.

- Tipenau: Iss, wenn du nach Hause kommst, gleich einen Hering zusammen mit den Gräten, und lass deine Frau mit dem Nudelholz 10 Minuten lang auf dem nackten Rücken hin- und her hantieren. Ich will dir auch noch eine Porganz mitgeben, die nimmst du abends ein.
- Der lange Riemer: Tag, Tipenau. Ich habe Kopfschmerzen (Kopfnöt), aber so starke, dass ich das Gefühl habe, meine Stirn springt heraus, wenn ich mich bücke.
- Tipenau: Das musst du gerade nicht denken, ist denn schon einmal einem Menschen die Stirn herausgesprungen? Und wer hat dir denn gesagt, dass du dich runterbücken sollst? Da bück dich doch nicht, bei deiner Länge ist das ja überhaupt recht beschwerlich!
- Der lange Riemer: Der Kopf ist mir aber so eigenartig, ich weiß überhaupt nicht mehr, wo mir der Kopf steht.
- Tipenau: Ach, rede nicht solches dummes Zeug, das wirst du schon wissen. Zeig mir mal deine Zunge! Sapperlot, hast du aber eine lange Zunge, die geht ja bis in den Hals hinunter. Na, zieh sie nur wieder rein, da wollen wir gleich mal Abhilfe schaffen: Iss mal, wenn du nach Hause kommst, einen Hering, zusammen mit den Gräten, weiter isst du heute nichts. Wenns morgen noch nicht besser ist, da isst du nochmal einen. Aber den Kopf und die Gräten isst du mit, das sag ich nochmal ausdrücklich. Ich kann dir auch ein Fumativ geben, wenn du eins haben willst.
(Der lange Riemer will aber keins haben)
- Karl Josef: Tag, Tipenau. Ich muss mir den Magen erkältet haben. Es kullert mir im Leibe herum wie Kieselsteine. Ich habe das Gefühl, dass es mir die Därme zerschneidet.
- Tipenau: Ach, du alter Jammerlappen! Iss mal einen Hering, zusammen mit den Gräten, da wird's schon besser werden.
- Andre Götze: Tag, Tipenau. Wir hatten schon einmal davon gesprochen, du wolltest doch meinen Bandwurm beseitigen, ich bin ihn immer noch nicht los.
- Tipenau: Soso. Bist du dir ganz sicher, dass du einen hast?
- Andre Götze: Na, wenn ich dir's sag: natürlich!
- Tipenau: Gut, dann werden wir die Kur machen. Da iss erstmal, wenn du nach Hause kommst, einen Hering, zusammen mit den Gräten, und heute nichts anderes mehr, morgen um die gleiche Zeit wieder einen und außerdem nichts. Übermorgen um dieselbe Zeit noch einmal einen. Anschließend trinkst du zwei Stunden später ein Achtelchen Baumöl, und noch einmal zwei Stunden danach nimmst du die Porganz ein, die ich dir mitgeben werde. Stell dich aber darauf ein: ich gebe dir eine doppelte Porganz, denn bei einem Bandwurm, da müssen wir Druck dahinter machen. Ich will dir auch noch eine Tüte mit Tee mitgeben, den kochst du dir, denn du wirst Durst bekommen!
(Damit ging Andre Götze ab)

Der alte Tipenau rieb sich erst die Hände. Danach sagte er zu meiner Mutter: Es waren heute eine Menge Patienten da. Jetzt ist mir aber auch, als wenn ich Hunger hätte. Weißt du was, Dörthe, du gehst und holst mir einen Hering in der Apotheke, ich hab höllischen Appetit auf Hering. Die Butter und das Brot hole ich mir selbst rein und auch die Flasche mit dem Nordhäuser. Heute will ich mir mal was Gutes tun.

Seite 25

So einen saftigen Ziegenkäse,
den bekommt der ärmste Mann nicht satt,
den besten essen wir selbst,
die anderen bringen wir in die Stadt.
Diesen hier, den schicken wir direkt zu Euch,
darum esst ihn auch mit vollem Frieden.
Ihr könnt euch dran eine große Güte tun,
wir haben ihn auch gleich angeschnitten.

Seite 42f.

Wie fangen wir da aber gleich mal an?

Geboren bin ich am 16. Februar 1845 in Köthel im Haus meines Vaters. Zwei ältere Brüder von mir waren schon gestorben, und da wollten sie mich Erdmüthe nennen lassen. Aber sie haben mich nachher Ernestine Emilie getauft, und ich bin bis zum heutigen Tag nicht gestorben. Als ich mit 6 Jahren in die Schule kam, das war oben in Schönberg, da haben mir meine Eltern die ersten Bauernkleider (Altenburgische Tracht) gekauft. Ich weiß immer noch, wie ich in den neuen Kleidern ins Dorf hereinkam und die Leute zum Fenster heraussahen und zueinander sagten: Jetzt kommt die kleine Ernestine von Frieda Otto mit Bauertracht! Die Kleider haben mir schon sehr gefallen, nur der dämliche Latz drückte vorn auf der Brust, da hab ich ganz schön geweint!

Da sollte ich mächtig Schläge bekommen, und da musste ich ihn eben wieder dranmachen. Am ersten Tag, als ich in die Schule kam, da hab ich auch wieder geweint. Ich bekam eine kleine Zuckertüte, und als ich damit zur Tür hinaus wollte, da musste ich sie wieder hergeben, da gehörte sie mir gar nicht. Ich bekam dann für einen Sechser Brötchen. Aber ich war ziemlich gescheit. Die Thiems Rese hat mir vierzig Jahre später, als sie schon lange Gastwirtin in der Köthel war, noch manchmal einen Pfannkuchen geschenkt und gesagt: Weil du mir in der Schule immer vorgesagt hast, sollst du jetzt ein paar Pfannkuchen essen, und lass sie dir gut schmecken, Ernestine! Sie haben mich aber manchmal auch halb erschlagen, wenn wir Religion hatten und die Mädchen ihre Sprüche nicht aufsagen konnten. Eine von denen war die Hößelbarth Pauline, die jetzt in Wernsdorf wohnt, die hat mir aber bis heute noch nichts geschenkt. Schreiben konnte ich wie ein Advokat, und in Rechtschreibung war ich auch nicht die Schlechteste. Als ich 9 Jahre alt war, da musste ich mich schon verdingen, ich kam zum Schönberger Pfarrer Raabe, der 6 Kühe hatte und eine Ziege, die ich melken musste. „Ernestine, hast du schon die Ziege gemolken?“, fragte er mich. „Ha“, sagte ich, und „Ha“ machte er mich nach, er spottete mich aus, weil ich bauersch spreche.

Mit 11 Jahren kam ich zu Flecks Frieda in Köthel und musste Kindermädchen sein. Bei Ulbrichts war ich Mädchen, und da bin ich konfirmiert worden. Dabei hatte ich ziemliches

Pech, da habe ich mir ein Bein verbrannt, und da haben sie mich auf dem Mistwagen hoch in die Kirche gefahren. Dann zum Abendmahl, da konnte ich schon wieder laufen, aber ich hatte einen Schuh vom Michel an und einen von mir. Ich kann dir sagen ...! Von Ulbrichts bin ich nach Schönberg gegangen zu Kirmses Kaspar, da habe ich 2 Jahre als Kleinmagd gedient, da bekam ich alles zusammen 11 Taler Lohn im ersten Jahr und 12 im zweiten. In Wünschendorf bei der Toffeld Rosel bin ich Großmagd geworden. Herrgott, da bekam ich gleich 24 Taler, und da sagte die Rosel, wenn mal was nicht klappte: „So viel Lohn habe ich aber noch keiner Magd gegeben, das ist wohl doch zu viel!“

Zum Tanz ging ich nach Schönberg und auch nach Tettau, bloß in Tettau hatten sie noch keinen (so) schönen Saal (wie später), und in Schönberg erst recht nicht. Aber das machte nichts, bald kam doch mein Jakob und tanzte mit mir auf dem Tanzboden, und wenn der Tanz zu Ende war, da ging das Heimbringen los, und das war allemal das Schönste. Bis nach Hause vors Tor, weiter nicht, dann ging er wieder fort. So gings ein paar Jahre, und dann haben wir geheiratet. Wir zogen in das Haus meines Vaters, wo ich heute noch wohne, nur dass mein Jakob nicht mehr da ist! Von meinen 9 guten Kindern leben nur noch vier, zwei sind klein gestorben und drei groß. An meinen Kindern hab ich immer meine Freude gehabt, ich hab mich über sie nicht ärgern müssen. Sie halten große Stücke auf mich, das kann ich schon sagen. Seit mein guter Jakob gestorben ist, unterstützen sie mich immer ein wenig, sodass ich keine Not zu leiden brauche. Aber in meinem Leben hab ich auch viel Sorgen gehabt in 78 Jahren. Der Jakob hat viel Malheur gehabt, drei Mal hat er sich das Bein gebrochen, und einmal das Schulterblatt. Die Kinder haben allerlei Krankheiten durchgemacht und sind gestorben bis auf vier. Vier Enkel sind im Krieg geblieben, alle in Frankreich, und liegen auch dort begraben. Insgesamt hatte ich 26 Enkel. Was mich aber sehr dauert, ist, dass mir mein guter Jakob so schnell gestorben ist, wenn wir auch arm waren, so waren wir doch glücklich miteinander, wir haben die Goldene Hochzeit gefeiert und sind in der Kirche eingesegnet worden, das war doch zu schön! Und im ganzen Dorf sind wir beschenkt worden und haben gesehen, dass sie alle viel von uns gehalten haben. Und drei Jahre nach der Goldenen Hochzeit ist mein guter Jakob gestorben. Nun muss ich irgendwie allein zurecht kommen. Ich kann noch so einigermaßen fort und hab auch alleine immer etwas zu tun. Meistens bin ich oben bei Junghannsens, da kann ich auch jetzt mal noch eine Kuh melken und füttern. Bei euern Eltern oben in Herberts Gut, da war ich schon dabei, als sie einzogen. Und als der Storch klapperte, und dich, Felix, und deine Nelly und deinen Herbert brachte und zuletzt die kleine Gertrud, die ja so jung gestorben ist, da musste ich jedesmal hinüber nach Runsdorf laufen so schnell ich konnte, damit die Kinderfrau kam. Und deine Eltern sind zu mir genauso gut gewesen wie du und deine Frau. Nur wenn ich nach Meerane zum Markt ging und nicht viel Geld für die Butter nach Hause brachte, erst 60 und später 65 Pfennige. Aber sie hat nicht über mich geschimpft, sondern über die billige Butter. Wir lange ich noch vorankomme, weiß ich nicht. Aber wenn ich nur immer gesund bleibe und noch ein wenig hoch zu Herberts und runter zu euch gehen kann, da will ich meinem lieben Gott danken.